Menschen und Denkmale

Denkmalpflege in Niederösterreich

Band 36

Menschen und Denkmale

Denkmalpflege in Niederösterreich

Vorwort

Die Initiative von engagierten Menschen dieses Landes macht es möglich, dass das unvergleichlich reiche baukulturelle Erbe Niederösterreichs erhalten bleibt, unsere Gegenwart bereichert wird und auch die kommenden Generationen auf ihre kulturellen Wurzeln zurückblicken können sowie sich der Pflege dieser Werte widmen werden.

Menschen, die sich um die Erhaltung, Renovierung und Revitalisierung der Denkmale kümmern, zeichnen viele Eigenschaften aus: historisches Interesse, persönliche Anteilnahme, Verantwortungs- und Wertebewusstsein, Gemeinschaftssinn und Begeisterungsfähigkeit.

Die Eigentümer, Bewohner, Nutzer, Erhalter und Beschützer der Kulturdenkmale sind nicht nur bereit, einen großen Teil ihres Geldes für die Denkmalpflege zu verwenden, sondern leisten auch unzählige Arbeitsstunden, sorgen für eine adäquate, zeitgemäße Nutzung und nehmen nicht selten auch Einschränkungen und Entbehrungen in Kauf. Dafür sage ich ein herzliches „Danke"!

Der Lohn für diese Leistungen ist weder mess- noch bezahlbar, aber er ist sichtbar und begreifbar in unserem ganzen Land: in einfachen, alten Häusern und prächtigen Schlössern, in bescheidenen Wegkapellen und mächtigen Kirchen, Stiften und Klöstern, in romantischen Ruinen und weit aufragenden Burgen, in kleinen, historischen Handwerksbetrieben und imposanten Fabriken und an allen Orten, wo Menschen sich um die Erhaltung unserer Baudenkmale kümmern.

In den 20 Jahren, in denen ich für die Förderung der Denkmalpflege in Niederösterreich verantwortlich bin, sind nicht nur die Finanzierungsbeiträge des Landes stetig gestiegen, sondern hat auch das private Engagement und öffentliche Interesse für die Denkmalpflege enorm zugenommen.

Dieser Sonderband der Schriftenreihe „Denkmalpflege in Niederösterreich", in dem stellvertretend und beispielgebend einige um die Denkmalpflege verdiente Menschen in Niederösterreich mit ihren Denkmalen vorgestellt werden, ist einerseits als Dank zu verstehen, andererseits auch als Ermunterung und Bitte, weiterhin gemeinsam mit dem Land Niederösterreich und dem Landeskonservatorat für Niederösterreich des Bundesdenkmalamtes Verantwortung für unser kulturelles Erbe zu übernehmen.

Dr. Erwin Pröll

Landeshauptmann von Niederösterreich

Inhalt

3 Vorwort
Erwin Pröll

6 Denkmalschutz und Denkmalpflege in Niederösterreich
Peter König

11 Finanzierung von Sanierungsmaßnahmen
Martin Grüneis

14 Zeitgemäß Bauen am historischen Ort
Gerhard Lindner

18 Privates Engagement in der niederösterreichischen Archäologie
Christa Farka und Franz Humer

Menschen und Denkmale
Mella Waldstein (Autorin)
Robert Herbst (Fotograf)

24 Schwedenkreuz Niederrußbach
– Engagement beginnt im Kleinen

26 Schloss Ebergassing
– Wohnen mit Ambiente

28 Ehemaliger Liechtenstein'scher Weinkeller Hohenau an der March
– Kartoffel im Fürstenkeller

30 Hoffmann-Mühle in Laa an der Thaya
– Dame mit Mühle

32 Stift Melk
– Seelsorge am Gerüst

34 Mailberg Nr. 161
– Schritt für Schritt

36 Windmühle Retz
– Für Windmühlen kämpfen

38 Schloss Buchberg
– Malewitsch am Dach

40 Pfarrkirche Laxenburg
– Brautkleid & Doppeladler

42 Turmhof Retz
– Gelebte Integration

44 Eybl-Hammer in Ybbsitz
– Wo das Feuer regiert

46 Pfarrkirche Mödring
– Fingerzeig Gottes

48 Schloss Viehofen
– Phoenix aus der Asche

50 Stift Herzogenburg
– Erdverbundenes Kloster mit Himmelsturm

52 Konzertsaal Ziersdorf
– Ein Ballsaal zwischen Wien und Prag

54 Schüttkasten Harmannsdorf
– Bertha von Suttners Schüttkasten

56 Mauthaus in Stein an der Donau
– „Das bissl Arkadenhof"

58 Kaiserin-Elisabeth-Gedächtniskirche
– Zwischen Himmel und Erde

60 Jüdischer Friedhof Ybbs
– Ort der Versöhnung

62 Ekamp-Hof in Ybbsitz
– In der Gegend
64 Schloss Ebenfurth
– Drei Damen Unverzagt
66 Mausoleum in Purkersdorf
– Jugendstil-Juwel
68 Evangelische Kirche Mitterbach
– Die Orgel
70 Dorfkapelle Asparn im Tullnerfeld
– Gemeinschaft, von Anfang an
72 Walzengravieranstalt Guntramsdorf
– Spinnenpapier & Stanniolfolien
74 Feistritz am Wechsel
– Einkehrgasthof für die Gemeinde
76 Schloss Hof
– Tusculum rurale
78 Kalvarienberg Maria Lanzendorf
– Auf Knien den Berg hinauf
80 Stadttheater Berndorf
– Krupp & Kaiser
82 Schloss Salaberg
– Barocke Badelust
84 Herrenhaus Gutenstein
– Gründerzeit am Wiesengrund
86 Gotische Lichtsäule Hof am Leithaberge
– Ins Jenseits leuchten
88 Ruine Dobra
– Der Baum am Bergfried
90 Schloss Prinzendorf
– Jubelrausch
92 Stift Neukloster in Wiener Neustadt
– Betrachtungen eines Hochaltars
94 Raabs an der Thaya
– Die Bücherburg
96 Schloss Schrattenthal
– Lebensaufgabe und Leidenschaft
98 Galgenkogelkapelle in Gresten
– Schwarze Engel
100 Alpengasthof am Kreuzberg
– „Baue nicht malerisch“
102 St. Gotthard bei Texing
– Die Legende vom blinden Pferd
104 Schlossberg Hainburg
– Herrenpartie
106 Schüttkasten Primmersdorf
– Der Kulturkasten

Epilog
109 Ideen, Menschen und ihre Denkmale
Friedrich Grassegger

Denkmalschutz und Denkmalpflege in Niederösterreich

Peter König

Denkmalschutz und Denkmalpflege widmen sich der Erhaltung und Erforschung des kulturellen Erbes unseres Landes. Das Bundesdenkmalamt ist mit dieser Aufgabe betraut. Für jedes Bundesland ist ein eigenes Landeskonservatorat eingerichtet. Zentrale Abteilungen in Wien umfassen neben dem Präsidium (Amtsleitung) die Rechtsabteilung, die Architekturabteilung, die Abteilungen für Bodendenkmale, für technische und wirtschaftsgeschichtliche Denkmale, für Klangdenkmale, für historische Gärten, für Denkmalforschung und für Inventarisation. Außerdem befinden sich in Wien und Mauerbach die Restaurierwerkstätten für Kunst- und Baudenkmale, welche die praktischen Bereiche der Denkmalpflege abdecken.

Gesetzliche Grundlage für die Aktivitäten des Bundesdenkmalamtes ist das Denkmalschutzgesetz von 1923, das in den Jahren 1978, 1988, 1990 und 2000 novelliert wurde. Dieses betrachtet als Denkmal alle von Menschenhand geschaffenen unbeweglichen und beweglichen Gegenstände von geschichtlicher, künstlerischer oder sonstiger kultureller Bedeutung. Diese Eigenschaften allein sind aber noch nicht ausschlaggebend für den Denkmalschutz; erst wenn ein „öffentliches Interesse“ an der Erhaltung hinzukommt, ist die Voraussetzung für den Denkmalschutz gegeben.

Denkmale, die Zeugnis der historischen Leistungen der Menschen geben, sind vielfältig. Sie umfassen prähistorische Funde und römische Ausgrabungen, die in den Aufgabenbereich der Bodendenkmalpflege fallen. An Bauwerken wie Wohnhäusern, Handelsgewölben, Kommunalbauten, Befestigungsanlagen, Burgen und Schlössern, Kirchen und Klöstern, aber auch an Industriebauten der jüngeren Vergangenheit lässt sich ein wichtiger Teil der Geschichte von Dörfern und Städten ablesen. Wichtige Zeugen von Kultur- und Kunstgeschichte sind auch Werke der Malerei, Plastik und des Kunsthandwerkes.

Melk, Luftbild mit Stift und Stadt

Der dokumentarisch-historische Wert der Denkmale ist wichtiger als der praktische Nutzen eines solchen Objektes.

Im Zuge der Novellierung des Denkmalschutzgesetzes wurde der Denkmalbegriff durch den Ensembleschutz erweitert. Auch Gruppierungen von Baulichkeiten, Platzanlagen und Straßenzüge finden hier in ihrer Gesamtheit Berücksichtigung.

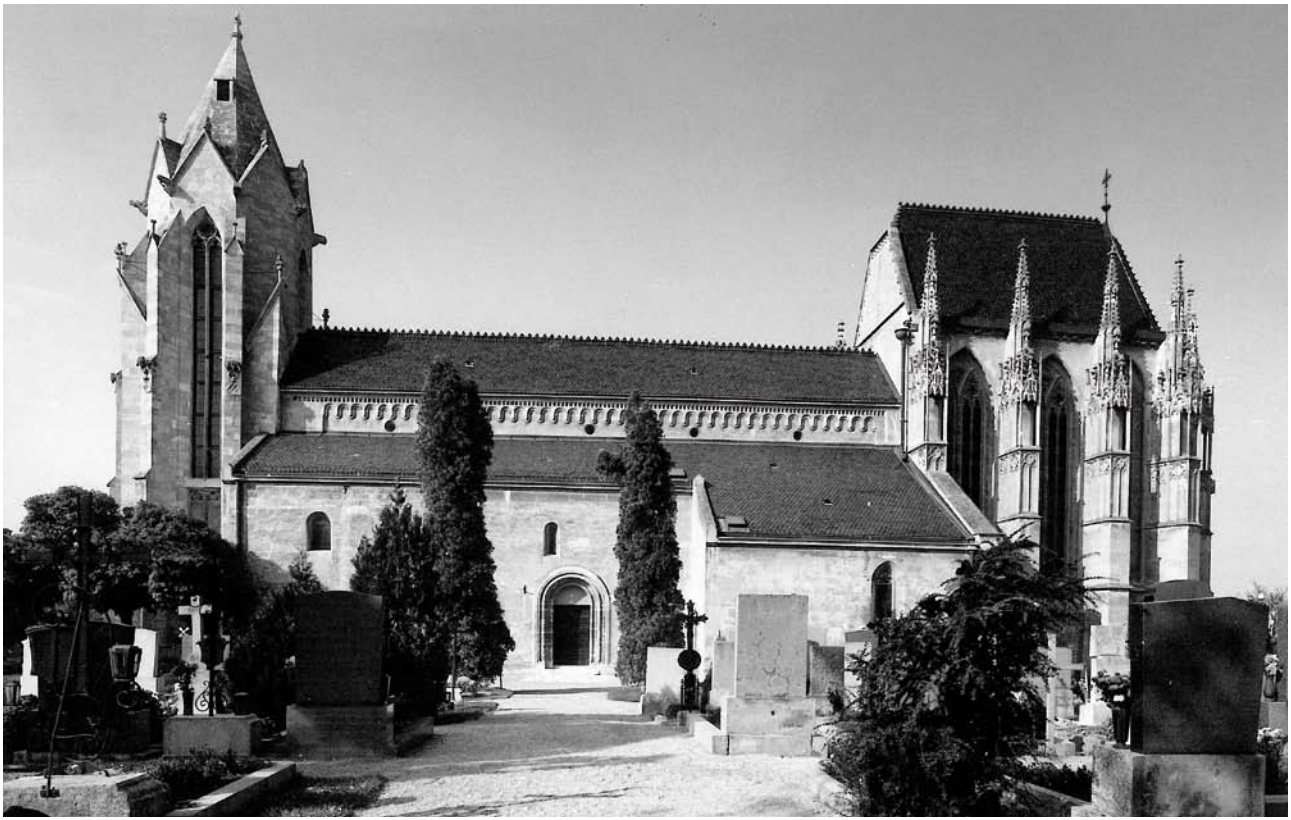
Sammlungen beweglicher Gegenstände, deren Erhaltung als Einheit im öffentlichen Interesse gelegen ist, fallen auch unter den Begriff „Denkmal".

Die Unterschutzstellung eines Denkmals, das sich in Privateigentum befindet, setzt ein Ermittlungsverfahren seitens des Bundesdenkmalamtes voraus, bei dem die Denkmaleigenschaften umfassend erhoben werden. Mittels Bescheid wird der Eigentümer hievon in Kenntnis gesetzt. Gegen einen solchen Bescheid kann eine Berufung an das Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kunst eingebracht werden. Im Unterschutzstellungsverfahren unbeweglicher Objekte haben neben dem Eigentümer auch Landeshauptmann, Gemeinde, Bürgermeister sowie allfällige Baurechtsberechtigte Parteienstellung, wodurch örtliche bzw. regionale Interessen Beachtung finden können.

Die rechtskräftige Unterschutzstellung wird im Grundbuch eingetragen. Objekte, die sich im Eigentum öffentlich-rechtlicher Körperschaften (Staat, Kirche, Gemeinden usw.) befinden, stehen Kraft gesetzlicher Vermutung unter Denkmalschutz, solange nicht über Antrag oder von Seiten des Bundesdenkmalamtes das Gegenteil festgestellt wird.

Der Landeshauptmann hat überdies das Recht, beim Bundesdenkmalamt Anträge auf Feststellung des Vorliegens des öffentlichen Interesses an der Erhaltung von Denkmalen (einschließlich Ensembles und Sammlungen), aber auch – soweit sie bereits unter Denkmalschutz stehen – auf deren Veränderung, Zerstörung oder Aufhebung der Unterschutzstellung zu stellen.

Oberstes Ziel des Denkmalschutzes ist die Erhaltung der Substanz des Objektes, wobei man aber bestrebt ist, den Bedürfnissen der heutigen Zeit gerecht zu werden. Der Eigentümer eines Denkmals ist verpflichtet, etwaige anstehende



Bad Deutsch Altenburg, Pfarrkirche

Veränderungen dem Bundesdenkmalamt bekannt zu geben. Die Unterschutzstellung eines Objektes sollte vom Eigentümer nicht nur negativ gesehen werden. Die Zusammenarbeit mit dem erfahrenen Denkmalpfleger/Denkmalpflegerin bietet kostenlose fachliche Beratung, die hilfreich ist in der Zusammenarbeit mit Bauleuten und Restauratoren. So können adäquate Kostenschätzungen und Kostenvorschläge vorgenommen werden, die in möglichen Fördermaßnahmen der öffentlichen Hand, welche helfen, die eventuellen denkmalpflegerischen Mehrkosten zu tragen, Berücksichtigung finden.

Der Denkmalbestand in Niederösterreich: Als größtes Bundesland Österreichs birgt Niederösterreich nicht nur die höchste Anzahl an Kulturgütern mit Denkmalcharakter, sondern auch die größte Dichte an Denkmalen, die durch den historischen Siedlungsraum und die geographischen Bedingungen gegeben ist. In allen Kategorien von Denkmalen führt Niederösterreich die österreichische Denkmalstatistik an.

Maria Taferl, Wallfahrtskirche, rechtes Querhaus

Jedem sind die bedeutenden Kirchenbauten wie der Dom von St. Pölten, der Wr. Neustädter Dom, die Wallfahrtskirchen von Maria Taferl und Sonntagberg, die großen landschaftsbestimmenden Klosteranlagen, aber auch die zahlreichen wahrzeichenhaften Burgen und Schlösser bekannt.

Es sind die etwa 2000 Kirchenbauten, die ca. 450 Burgen, Burgruinen und Schlösser, die zahlreichen bürgerlichen Wohnbauten, die zahllosen Bildstöcke, kleinen Kapellen und Marterln, volkskundlich bedeutenden bäuerlichen Objekte, technischen Denkmale, deren Erfassung und Erhaltung die tägliche Arbeit des Denkmalpflegers ausmachen. Insgesamt ergeben sich – hochgerechnet – für Niederösterreich etwa 30.000 Denkmalobjekte. Vor allem durch die Dichte an Klöstern und Stiften sowie Burgen und Schlössern erweist sich Niederösterreich als historisches Kernland, das die Hauptstadt eines ehemals großen Reiches umgibt.

Besonders charakteristisch für die Kulturlandschaft Niederösterreichs sind, wie erwähnt, die vielen Klöster und Stifte. Die 10 „großen" sind wohl allgemein bekannt. Es sind dies die Augustiner-Chorherrenstifte Klosterneuburg und Herzogenburg, die Benediktinerstifte Göttweig, Melk, Altenburg und Seitenstetten, die Zisterzienserstifte Heiligenkreuz, Zwettl und Lilienfeld und die Prämonstratenser Stifte Geras/Pernegg. An all diesen Stiften wurden in den letzten Jahrzehnten umfangreiche Restaurierungsarbeiten durchgeführt. Neuerdings sind in Heiligenkreuz, Klosterneuburg und Herzogenburg sowie in Melk und Altenburg denkmalpflegerische Arbeiten im Gange. Die Planung der Innenrestaurierung der Stiftskirche von Zwettl, deren letzte Restaurierung schon 70 Jahre zurückliegt, ist nahezu abgeschlossen.

Eine wichtige Etappe der Instandsetzung von Stift Klosterneuburg wurde im heurigen Jahr mit der Restaurierung der unvollendeten barocken, kunsthistorisch besonders

Gaming, Kartause, mit Kirchenfassade und Hofarkaden

interessanten Sala terrena abgeschlossen. Mit der Öffnung dieses Raumes hat man für die Besucher einen neuen Zugang zum Stift ermöglicht und im Zusammenhang damit eine Neuaufstellung und Neustrukturierung der Kunstsammlungen erreicht. In konkreter Planung befinden sich die Restaurierung der prunkvollen barocken Kaiserzimmer und der Schatzkammer, in welcher der österreichische Erzherzogshut aufbewahrt wird.

Im Stift Altenburg läuft die archäologische Erschließung des mittelalterlichen Stiftes unterhalb der Altane, die sich östlich der barocken Bibliothek, der Apsis der Stiftskirche sowie des Kaisertraktes befindet. Die in der Barockzeit durch Abtragen reduzierten und verschütteten mittelalterlichen klösterlichen Bauteile wurden freigelegt, statisch gesichert und mit einer begehbaren Bedachung, durch die das überkommene äußere Erscheinungsbild nicht verändert wird, versehen. Um eine Steigerung der touristischen Nutzung zu erreichen, ist man dabei, eine Verbindung zwischen den neu erschlossenen mittelalterlichen Bauteilen und den barocken Prunkräumlichkeiten zu schaffen. Diese umfassenden, architektonisch anspruchsvollen Baumaßnahmen beinhalten neue Infrastrukturen und volle behindertengerechte Zugänglichkeit.

Aus der Reihe der zahlreichen aufgehobenen Klöster ist die ehemalige Kartause von Gaming hervorzuheben, die über private Initiative ein Universitätscolleg geworden ist und so wieder mit Leben erfüllt ist.

Pro Jahr werden an die 100 kirchlichen Objekte in den beiden Diözesen Wien und St. Pölten restauriert und instandgesetzt. Als Beispiel der mittelalterlichen Baukunst seien die Pfarrkirchen von Bad Deutsch-Altenburg, Eggenburg und Tulln genannt. Hauptthema der Restaurierungen ist hier die Instandsetzung der steinernen Architekturoberflächen.

In Wolkersdorf hat sich bei der jüngst erfolgten Außenrestaurierung das charakteristische Bild des breiten Spektrums der anfallenden Arbeiten manifestiert, wo umfassende Trockenlegungsarbeiten, Stein- und Putzrestaurierungen sowie Fenster- und Torinstandsetzungen zu bewältigen waren.

War in Maria Dreieichen die Wiedergewinnung des barocken äußeren Erscheinungsbildes durch befundgetreue Farbgebung Ziel der Arbeiten, so ist es in Maria Taferl die vollständige Innenrestaurierung der barocken Wallfahrtskirche, deren lange Bau- und Ausstattungszeit ein Abbild des gesamten Spektrums der österreichischen Barockkunst des 17. und 18. Jahrhunderts bietet.

Im profanen Bereich ergeben sich die schwierigsten Aufgaben bei den Restaurierungen von Burgen und Schlössern. Hier sind in vielen Fällen die Schäden des 2. Weltkrieges noch nicht beseitigt; vielmehr sind diese durch die aufgelaufenen Zeitschäden potenziert worden. Es gibt hier noch erschütternde Zustände fast aussichtslosen Ausmaßes. Andererseits werden von Eigentümern, deren Schlösser schon seit Generationen in Familienbesitz sind, aber auch von engagierten neuen Besitzern Investitionen, auf die man schon gar nicht mehr zu hoffen gewagt hat, getätigt. Mitunter werden hier völlig neue, zeitgemäße und künstlerisch interessante Strukturen geschaffen, die für die Zukunft Bestand haben. So seien etwa die ehemaligen Kartausen Aggsbach und Gaming, Schloss Buchberg, Schloss Wildberg, Schloss Oberhöflein und Schloss Salaberg als Beispiele genannt.

Dem Bundesdenkmalamt sind freilich auch die Instandhaltungskosten, die z.B. Schloss Schallaburg, Schloss Rosenau oder Schloss Eckartsau abverlangen, bekannt.

Zu neuen Ufern brechen die Marchfeldschlösser Schloss Hof und Niederweiden, aber auch Schloss Orth auf. Eine

Eggenburg, Pfarrkirche

wirtschaftlich besonders interessante Konstellation hat sich für die Gesamtrestaurierung von Schloss Hof und Niederweiden ergeben. Die Wiederherstellungsarbeiten, die von den Aspekten der Denkmalpflege getragen werden, umfassen nicht nur das Schloss-Hauptgebäude in seiner äußeren und inneren Erscheinung, sondern vor allem die europaweit bedeutende, sieben Terrassen umfassende Gartenanlage mit ihren Wasserspielen und der rekonstruierten gärtnerischen Ausgestaltung. Der große, weitläufige Meierhof bildet eine herausragende touristische Attraktion, vor allem für Familien und Tierliebhaber.

Die spätmittelalterliche Burganlage von Schloss Orth ist mit der Widmung als Verwaltungssitz Nationalpark-Donau-Auen und als Gemeindezentrum denkmalpflegerisch und architektonisch beispielhaft neu strukturiert worden.

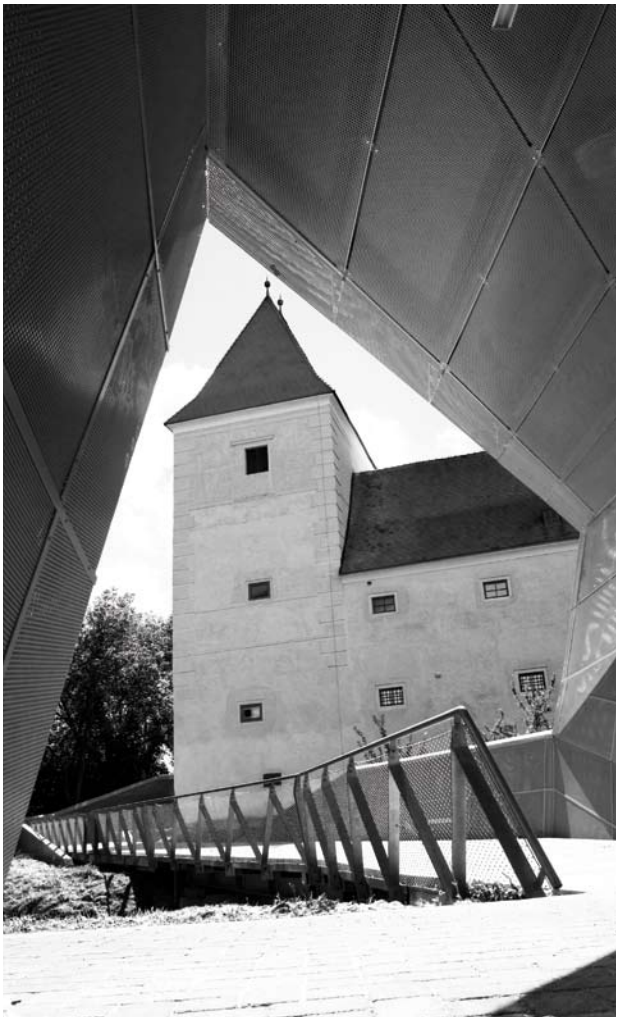
In den zahlreichen Städten und Dörfern des Landes sind die Aktivitäten der betreffenden Hauseigentümer von enormer Bedeutung; ohne sie wäre die Kulturlandschaft schon völlig verarmt. Durch die Fassadenrestaurierungsaktionen, die ab den Siebzigerjahren ganz massiv betrieben wurden und die von Land, Bund, Gemeinden zu gleichen Teilen und den Eigentümern finanziert wurden, konnten Plätze und ganze Straßenzüge in ihrer historischen Schönheit neu erstehen. Die Fassadenaktionen tragen wesentlich dazu bei, Interesse und Verständnis für die Denkmalpflege bei der Bevölkerung zu wecken.

Eine neue Dimension eröffnete die Möglichkeit der Revitalisierung des „Grätzels“ im Stadtzentrum von Eggenburg, wo vier historische Bürgerhäuser unter einheitlicher architektonischer Planung und von einem Bauträger nach streng denkmalpflegerischen Richtlinien für eine in jeder Weise hochwertige und qualitätvolle Nutzung revitalisiert werden.

Schallaburg, Schloss

Über die Grenzen des Landes hinaus bekannt sind die UNESCO-Weltkulturerbestätten Niederösterreichs: nämlich die Semmeringbahn und die Kulturlandschaft der Wachau mit den Stiften Melk und Göttweig.

Die konstruktive Tätigkeit im Bereich der niederösterreichischen Denkmalpflege ist durch die gute Zusammenarbeit des Bundesdenkmalamtes mit der Kulturabteilung des Landes möglich. So sind etwa die niederösterreichischen Landesausstellungen immer wieder Motor für die Instandsetzung gefährdeter Objekte. Die jährlich anfallenden etwa 350 Restaurierungsfälle sind in der angestrebten und von der Fachwelt geforderten Qualität nur mit Hilfe und in Kooperation mit dem Land Niederösterreich zu bewältigen; wofür Freude und Dank zum Ausdruck gebracht werden darf.



Orth, Schloss

Finanzierung von Sanierungsmaßnahmen

Martin Grüneis

Niederösterreich ist reich an kulturellem Erbe. Die Bürde der Erhaltung und Pflege der Denkmale des Landes trifft in erster Linie deren Eigentümer. Für private Eigentümer von Denkmalen bieten die öffentlichen Stellen vielfältige Unterstützungsmöglichkeiten.

Die österreichische Verfassung bestimmt in Artikel 10 Abs 1 Z 13 B-VG, dass Denkmalschutz in Gesetzgebung und Vollziehung Bundessache ist. Die zuständige Behörde ist das Bundesdenkmalamt (BDA). Für die einzelnen Bundesländer sind Landeskonservatorate als regional verantwortliche Behörden eingerichtet. Diese vollziehen das Denkmalschutzgesetz und nehmen die Agenden des Denkmalschutzes im engeren Sinne wahr. Auch dem Landeshauptmann kommen dabei in vielerlei Hinsicht Antrags- und Parteienrechte zu.

Die Bundesländer beteiligen sich an der Erhaltung des baukulturellen Erbes. Das Engagement der Länder betrifft vorrangig die Denkmalpflege, somit die Unterstützung von Maßnahmen zur Konservierung, Sanierung und Restaurierung des kulturellen Erbes. Die Bundesländer werden im Rahmen der so genannten Privatwirtschaftsverwaltung tätig, also in der freiwilligen Förderung von Maßnahmen, die im Interesse der Länder gelegen sind. In Niederösterreich sind die Grundlagen für Förderungen im Bereich der Denkmalpflege sowie von Kunst und Kultur insgesamt im NÖ Kulturförderungsgesetz und den dazu erlassenen Richtlinien zu finden.

Oft wird der Begriff Förderung auf den Aspekt der materiellen Unterstützung eingeengt, doch steht am Beginn jeder Restaurierung die Beratung über die Art, den Umfang und den

zeitlichen Ablauf von Sanierungsmaßnahmen. Diese oft unterschätzte Dienstleistung wird in erster Linie von den Experten des Bundesdenkmalamtes wahrgenommen. Zwar sind mit den letztlich durch die Behörde zu treffenden und verantwortenden Festlegungen oftmals Einschränkungen verbunden, doch können durch gute Planung mitunter Kosteneinsparungen erzielt werden.

Zentraler Ansatzpunkt in der Unterstützung von Projekten ist für das Land Niederösterreich die mit dem Begriff Subsidiarität gemeinte Bestärkung privater Kulturförderung. Ziel ist es somit, das Engagement von Privatpersonen (aber ebenso von anderen Denkmaleigentümern) für Projekte der Denkmalpflege durch den Einsatz eines angemessenen Finanzierungsbeitrages des Landes Niederösterreich zu bestärken, unter Beachtung eines sparsamen Umgangs mit begrenzt vorhandenen budgetären Mitteln.

Ein bedeutendes Argument für den Einsatz öffentlicher Mittel bietet das Denkmalschutzgesetz selbst. Schließlich sind Denkmale von Menschen geschaffene unbewegliche und bewegliche Gegenstände von geschichtlicher, künstlerischer oder sonstiger kultureller Bedeutung, deren Erhaltung im öffentlichen Interesse liegt. Die Erhaltung ist dann im öffentlichen Interesse gelegen, wenn der Verlust des Denkmals eine Beeinträchtigung des österreichischen Kulturgutbestandes in seiner Gesamtheit hinsichtlich Qualität sowie ausreichender Vielzahl, Vielfalt und Verteilung bedeuten würde.

Neben der Würdigung der geschichtlichen, künstlerischen und sonstigen kulturellen Bedeutung von Denkmalen und der Feststellung von öffentlichem Interesse ist in der Praxis das Wissen um die Mehrkosten von denkmalgerechten Erhaltungs- und Sanierungsarbeiten eine Grundlage für den Einsatz von öffentlichen Mitteln. Da mit einer Unterschutzstellung eine denkmalspezifische Erhaltungspflicht verbunden ist (um Schäden hintanzuhalten), aber keine Verpflichtung zu aktiven Verbesserungen am Denkmal begründet wird, sollen die Fördermaßnahmen der öffentlichen Stellen für den Eigentümer einen Anreiz zur Sanierung des Denkmals schaffen. Ohne die Bereitschaft zum persönlichen Einsatz durch die Denkmaleigentümer können Bewahrung und Pflege des kulturellen Erbes nicht gelingen.

In der Praxis hat sich erwiesen, dass Restaurierprojekte oft nur im Zusammenwirken mehrerer Finanzierungsquellen realisierbar sind. So leisten für die Denkmaleigentümer in Niederösterreich besonders die Fördermittel des Landes Niederösterreich und des Bundesdenkmalamtes (bzw. des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kunst) bedeutende Beiträge zur Durchführung von Projekten. Für Pfarren sind die Mittel der Diözese St. Pölten bzw. der Erzdiözese Wien oft ein entscheidender Faktor. Je nach Finanzkraft und Bereitschaft der kommunalen Gremien tragen auch die Städte und Gemeinden Maßnahmen der Denkmalpflege mit. Als ein besonders gelungenes Förderinstrument ist in diesem Zusammenhang die Fassadenaktion als eine Kooperation zwischen Gemeinde, Bund, Land Niederösterreich sowie den jeweiligen Eigentümern zu nennen. Gefördert wird die Sanierung von Fassaden im weiteren Sinne, einschließlich Maßnahmen zur Trockenlegung und zur Erneuerung des Daches. Durchschnittlich werden je 10 % der anerkennbaren Kosten und damit insgesamt rund 30 % von den öffentlichen Stellen aufgebracht. Dass die restlichen Kosten von den Hauseigentümern selbst zu tragen sind, zeigt wiederum die hohe Bedeutung von privatem Engagement für die Denkmalpflege im Land Niederösterreich.

Im Auftrag des Landes Niederösterreich vergibt die Abteilung Kultur und Wissenschaft für Projekte der Denkmalpflege jährlich bis zu 5 Millionen Euro an nicht zurückzuzahlenden Zuschüssen. Zwar kennt das NÖ Kulturförderungsgesetz weitere Finanzierungsformen wie Darlehen und Zinsenzuschüsse, doch wird von diesen Möglichkeiten kaum Gebrauch gemacht. Der Grund mag in den derzeit günstigen Konditionen am Kreditmarkt liegen, doch auch in den oftmals fehlenden Rückflüssen (wie beispielsweise Mietzahlungen) im Verhältnis zu den getätigten Investitionssummen, etwa bei der Restaurierung von sakralen Denkmalen oder Kleindenkmalen.

Das seit 1. Jänner 2006 geltende neue Modell der Wohnbauförderung des Landes Niederösterreich berücksichtigt Denkmalschutz als Startvorteil. Das auch als 100-Punkte-Modell bezeichnete Förderprogramm zielt klar auf die Unterstützung von energiesparenden Maßnahmen ab. Doch angesichts der Unvereinbarkeit mancher Energiesparmaßnahmen mit den Regelungen des Denkmalschutzes werden als Ausgleich denkmalgeschützte Objekte, bei denen kein Energieausweis beigebracht werden kann, mit einem Startvorteil von 25 Punkten bedacht. 25 Punkte entsprechen 25 % von insgesamt maximal möglichen 100 Punkten bzw. 100 %. Werden neben der Grundförderung von (weiteren) 50 Punkten (= 50 %) noch Maßnahmen wie der Einbau einer Heizungsanlage für erneuerbare Energie bzw. der Anschluss an biogene Fernwärme ergriffen, so können bis zu 100 % der Gesamtbaukosten als Fördergrundlage anerkannt werden. Wird dieser Betrag als Kredit mit einer Laufzeit über 10 Jahre finanziert, so wird der Kredit mit einem jährlichen Zuschuss von 5 % über die Dauer der Laufzeit von 10 Jahren gefördert.

Die Durchführung von Landesausstellungen ist häufig mit der Restaurierung und Adaptierung von baukulturellem Erbe verbunden. 2007 wird die Landesausstellung in Schlössern in Waidhofen an der Ybbs und Sankt Peter in der Au beheimatet sein, 2009 wird Schloss Raabs ein zentraler Ort der Ausstellung sein. Die damit verbundenen massiven Investitionen in das historische Erbe können nur unter der Einbindung weiterer Finanzierungsstellen ermöglicht

werden. Die Wirtschaftsagentur des Landes Niederösterreich „Eco Plus“ kann auf Grundlage von Machbarkeitsstudien touristische Maßnahmen unterstützen. Durch die Auswahl des Ortes einer Landesausstellung werden zudem regionalpolitische Aspekte berücksichtigt, wodurch Förderungen auch unter diesem Gesichtspunkt möglich werden.

Für den Eigentümer eines Denkmals sind neben der möglichen Zuerkennung von Förderungen auch die steuerlichen Erleichterungen interessant. So ist der Einheitswert für unter Denkmalschutz stehende Gebäude mit 30 % des an sich maßgebenden Wertes gemäß § 28 Bewertungsgesetz festzustellen, wenn die durchschnittlichen Erhaltungskosten die erzielten Einnahmen und sonstigen Vorteile übersteigen. Dies verringert die Grund-, die Erbschafts- und die Schenkungssteuer.

Im Falle einer Vermietung kann ohne Berücksichtigung der Kategoriemietzinse der Mietzins frei vereinbart werden, wenn das Objekt unter Denkmalschutz steht und der Vermieter zur Erhaltung des Objekts erhebliche Eigenmittel aufgewendet hat (§ 16 Abs 1 Z 3 Mietrechtsgesetz).

Bei Einkünften aus Vermietung und Verpachtung kann der Herstellungsaufwand aufgrund des Denkmalschutzgesetzes über Antrag gemäß § 28 Abs 3 Einkommenssteuergesetz gleichmäßig über 15 Jahre verteilt abgeschrieben werden.

Anschaffungs- oder Herstellungskosten, die für denkmalgeschützte Betriebsgebäude im Interesse der Denkmalpflege aufgewendet werden, können gemäß § 8 Abs 2 Einkommenssteuergesetz gleichmäßig über 10 Jahre verteilt abgeschrieben werden.

Förderungen sind übrigens von der Einkommenssteuer befreit.

Zur Realisierung von Restaurierprojekten bedarf es ergänzend zur Aufbringung eines eigenen Anteils durch den Eigentümer und zum Einsatz von öffentlichen Mitteln häufig zusätzlicher Leistungen durch freiwillige Helfer, durch Sponsoren und Spender. Da Spenden an das Bundesdenkmalamt steuerlich absetzbar sind, wird heute bereits ein bemerkenswerter Anteil von privaten Geldmitteln durch diese Regelung im Einkommenssteuergesetz aufgebracht. Zu beachten ist, dass Spenden für ein bestimmtes Objekt (nicht für einen Eigentümer) nur als Vorschlag und nicht als definitive Zweckwidmung formuliert werden dürfen, um eine steuerliche Absetzbarkeit zu erlauben. Konkret muss es daher „Bundesdenkmalamt Spende, vorgeschlagen für Objekt xy“ heißen.

Zuletzt haben insbesondere die von den großen Medien des Landes getragenen Spendenkampagnen (beispielsweise „Öffnen Sie ein Fenster“ [Stift Herzogenburg], „Engel für Engel für Engel“ [Stift Altenburg], „Niederösterreich hilft der Basilika Maria Taferl“) entscheidende Beiträge aus der Wirtschaft aber auch von vielen am kulturellen Erbe interessierten Privaten zur Restaurierung der Denkmale des Landes Niederösterreich aufgebracht.

Der Nutzen aus den vielfältigen Fördermaßnahmen der Denkmalpflege reicht weit über den primären Effekt einer Sicherung, Konservierung oder Restaurierung des kulturellen Erbes hinaus.

Ganz unmittelbar sind die Auswirkungen im Bau- und Baunebengewerbe zu erkennen, denn Projekte der Denkmalpflege sind an handwerklichen Techniken eher orientiert als an industrieller Fertigung und daher überaus arbeitsintensiv.

Für den Tourismus gehören die Denkmale des Landes zu den wichtigsten Attraktionen, um die Ausflugs- und Urlaubsdestination Niederösterreich zu bewerben und um Gäste aus Nah und Fern ins Land zu bringen.

Natürlich bedeuten die aus Projekten der Denkmalpflege geschaffenen Mehrwerte in der Beschäftigung und in den Besucherzahlen auch Rückflüsse aus Steuern für die öffentliche Hand. Dabei hat eine im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kunst erstellte Studie erst vor kurzem nachgewiesen, dass gezielte Entlastungen für Projekte der Denkmalpflege bei Umsatz- und Einkommenssteuer in Summe zu einer höheren Wertschöpfung führen und den Steuerentfall (über-) kompensieren könnten. Leider ist diese Erkenntnis noch nicht in der Steuergesetzgebung umgesetzt worden.

Es sind allerdings die über Finanzierungsfragen hinausreichenden Aspekte, die den besonderen Wert von Denkmalschutz und Denkmalpflege ausmachen und zugleich wichtiger Motor für die Arbeit der Verantwortungsträger des Landes sind: Denkmale sind gebaute Geschichte, Identitätsträger und prägendes Element der Kulturlandschaft. Sie sind unverzichtbare Bestandteile des eigenständigen und unverwechselbaren Charakters des Landes Niederösterreich. Die Bewahrung und die Pflege des kulturellen Erbes sind nur in Kooperation zwischen den öffentlichen Stellen und vor allem durch die Einsatzbereitschaft der Menschen für ihre Denkmale zu erreichen.

Zeitgemäß Bauen am historischen Ort

Gerhard Lindner

Denkmalpflege ist ein irreführender Begriff, zumindest, wenn es ums Bauen geht. Womit wir meistens konfrontiert sind, sind nicht Denkmale als Versatzstücke der Erinnerung, sondern Bauten als Teil unserer Geschichte, die zu ihrer Zeit Ausdruck des Könnens und Wollens einer Gesellschaft waren, heute als Teil unseres kulturellen Erbes selbstverständlich genutzt, gebraucht, und in diesem Sinne vielleicht auch gepflegt gehören. Was aber eine Voraussetzung für den Erhalt des Objektes darstellt, ist die Forderung nach einer lebendigen Nutzung, und damit einem wirtschaftlich vertretbaren Aufwand für Umbau, Ausbau und Erhaltung. Da Niederösterreich den höchsten Denkmalbestand aller Bundesländer aufweist, ist hier die Dichte architektonisch anspruchsvoller Umbauten und Umnutzungen historischer Bauten besonders groß. Sie reichen von kleinen Innenräumen wie dem Gemeinderatssitzungssaal in Perchtoldsdorf von Hans Hollein bis hin zu Objekten wie der Straßenmeisterei in Pottenstein oder manch weitläufigen Schloss- und Gartenanlagen. Ihnen gemeinsam ist neben der Nutzung an sich die Neuinterpretation eines historischen Ortes.

Die Zahl der unter Denkmalschutz gestellten Objekte wächst jährlich an. Ebenso ist die Diskussion über Anpassung und Einfügung in historische Ensembles seit Jahren mit dem Problem der Kopie alter Bauformen belastet. Das gewohnte, überlieferte Bild soll also weitgehend ungestört erhalten bleiben. Der Wunsch nach Harmonie, Unauffälligkeit und Gleichförmigkeit steht oft im Vordergrund und verdeckt damit das eigentliche Grundbedürfnis: jenes nach Identifikation mit einem Ort, nach emotionaler Sicherheit in aus der Geschichte

Reichenau an der Rax, Schloss

stammender Umgebung. Dieses Wissen nach dem menschlichen Grundbedürfnis, nach einem Ort der Zugehörigkeit verlangt vom Planer eine Auseinandersetzung mit diesem Ort. Und es verlangt eine Achtung vor den Objekten, die diesen Ort bilden. Jeder Umbau, jeder Zubau darf daher keine Zerstörung, sondern nur ein Weiterbauen am historischen Bestand bedeuten. Wieviel an historischer baulicher Substanz dabei zu erhalten oder abzubrechen ist, kann nur im Einzelfall entschieden werden und wird immer einer subjektiven Beurteilung ausgesetzt sein. Es ist jedoch legitim, diese Frage nicht im Vorhinein apodiktisch mit einem uneingeschränkten Erhalten zu beantworten. Die Geschichte der Architektur zeigt uns, dass so manche großartige Lösung nur durch eine Überformung mit „modernen" Elementen möglich war. Die barocke Stiftskirche in Altenburg ist ein Beispiel dafür. Die verwendeten gotischen Baustrukturen sind zwar vorhanden, wieder verwendet, aber so eingehüllt, dass sie nicht wahrgenommen werden können.

Dieser maßvolle Umgang mit dem Erbe verlangt aber auch, dass die richtige Aufgabe am richtigen Ort gestellt wird. Nicht jedes Objekt eignet sich für jede Nutzung und damit beginnt die Suche nach der richtigen Funktion oft Jahre vor einer Revitalisierung. Nicht jeder bedeutende Ort sollte durch kommerzielle Nutzung entstellt werden. Daher kommt der öffentlichen Nutzung bei wesentlichen Revitalisierungen eine große Bedeutung zu. Die öffentliche Verwaltung hat erkannt, dass ihre Rolle hier eine sehr aktive sein muss. Wenn die für unsere Gesellschaft bedeutenden Orte erhalten werden sollen, dann müssen sie auch mit uns wichtigen und langlebigen Funktionen besetzt werden. Spekulative Projekte haben hier nichts verloren.

Krems, Kunsthalle

Ein Bürger ist Teil einer Gesellschaft, lebt in einer gebauten Umgebung und wird von dieser genauso definiert, wie er sie mitdefiniert. Es werden daher Bauten nicht nur errichtet, sondern sie bestimmen das menschliche Handeln. So wie man nicht davon sprechen kann, dass Gebäude das Ziel des Bauens sind, sondern dass das Bauen an sich, als aktive Komponente einer Gesellschaft, das Wichtigste am Bauen ist. Durch die Wahl der Mittel, der Konstruktion, der Baustoffe, der Festlegung der erlaubten Dimensionen, Zuordnung von Flächen, der Art des Entscheidens und Errichtens formuliert die Gesellschaft ihre Ansprüche an die Umwelt. Jedes Produkt daraus ist als ernsthafte Antwort anzusehen. Dies ist bei der Beurteilung historischer Objekte zu berücksichtigen, aber auch als Maxime für „Neues Bauen" an diesen Objekten zu fordern. Mit dem Bauen werden Prozesse in Gang gebracht, deren Ergebnisse, Gebäude, Räume und Objekte als sichtbare und bewertbare Manifeste übrig bleiben.

Dass all diese Handlungen in einem meist kontinuierlichen Entwicklungsprozess stehen, und somit als Teil der Geschichte verstanden werden können, verlangt von ihnen eine auf der Höhe der Zeit stehende und somit zeitgemäße Formulierung. Gerade mit dem Bekenntnis im öffentlichen Bauen zu diesen stets modernen Aussagen, zu den für heute aktuellen Antworten auf die Anforderungen des Bauens setzt das Bundesland Niederösterreich beachtenswerte Akzente.

Damit ist auch klar, dass jede Form der Anpassung, sei es an Vorhandenes und vor allem an Historisches, nicht positiv bewertet werden kann. Es geht im qualitätvollen Bauen nie um Kopie, sondern immer um eine technisch, funktionell und formal auf der Höhe der Zeit stehende Lösung. Und da wir uns alle in einem geschichtlichen Kontext befinden, sind gute Lösungen immer auch in der Tradition stehend anzusehen. Tradition im Bauen meint aber nicht die scheinbar leicht verständliche formale Geste, sondern meint die Art des Herangehens an die städtebaulichen und von der Landschaft vorgegebenen Strukturen, und an die Lösungen der bautechnischen Details. Wenn man dies berücksichtigt, dann ist verständlich, dass Holzbauten des Mostviertels anders aussehen, als jene in Japan, und dass trotz aller Globalisierung und Vereinheitlichung der Materialien auch weiterhin Unterschiede bestehen werden. Mit einer Kopie historischer Formen unter veränderten konstruktiven Bedingungen wird man nicht weit kommen im Planungsprozess, sondern nur touristisch verwertbare Bilder herstellen. Das zeigen die hier aufgezählten Beispiele ganz deutlich. Die spannendsten Lösungen im Sinne

des Weiterbauens sind jene, die neue formale Antworten ohne auffallende Abgrenzung in den historischen Kontext stellen und sich als selbstverständlicher Teil von Neu und Alt sehen.

Der geplante Freiluftpavillon (-bühne) im Schlosspark von Grafenegg von der Architektengruppe the next ENTERprise ist so ein Beispiel. Als Ort der Tradition und Geschichte ist Schloss Grafenegg vom gesellschaftlichen Leben Niederösterreichs nicht wegzudenken. Nun erfolgt ein Ausbau mit einem Konzertsaal und der Freiluftbühne, die während der Festivalsaison im Sommer als Bühne, zu anderen Zeiten als Anziehungspunkt für Ausflügler und Spaziergänger dient. Der Pavillon ist Teil eines größer angelegten Bezugsfeldes: mit Schloss, Reitschule, Schwarzes Tor, große Senke usw. Er ordnet sich in dieses System aus Perspektiven und Blickbeziehungen ein, wird aber eine eigenständige Interpretation für die geplante Nutzung bleiben.

Waidhofen an der Ybbs ist eine vom Bürgertum und ursprünglich der Eisenverarbeitung verwandten Gewerbe bestimmte Stadt. Der historische Stadtkern wurde in den letzten Jahren durch einige wesentliche Eingriffe aufgewertet. Architekt Ernst Beneder entwickelte einen Masterplan, baute für private Zwecke einen Wehrturm um, schuf mit dem Umbau des Rathauses ein Paradebeispiel für ein öffentliches Gebäude in einer sehr heterogenen, über Jahrhunderte geprägten Baustruktur, und vereinheitlichte den öffentlichen Raum durch die Neugestaltung der Plätze und Straßen des Zentrums. Mit der Wahl des Steinpflasters als historisches Baumaterial und einer ruhigen, zurückhaltenden Anordnung der Beläge, Beleuchtung und der gewünschten technischen Einbauten schuf er jene Textur, die nun den Stadtraum wieder als Ganzes erlebbar macht. Mit dem Umbau von Schloss Waidhofen im Rahmen der Vorbereitung für die NÖ Landesausstellung 2007 durch Architekt Hans Hollein liefert Waidhofen einen weiteren Beitrag zum Thema Alt-Neu, der bereits im Vorfeld zu intensiven Diskussionen in der Stadt geführt hat. Der weithin sichtbare Glasaufsatz auf dem Turm wird ein Zeichen setzen als Bekenntnis für eine lebendige Nutzung und für ein aufgeschlossenes Bürgertum.

Konzerthaus Weinviertel und Schloss Reichenau von LindnerArchitektur sind zwei Beispiele für eine weitgehende Rückführung des Originalbestandes und moderne Ergänzung für neue Zwecke. Das Konzerthaus Weinviertel in Ziersdorf entstand aus einem ehemals einem Gastbetrieb zuzurechnenden und verwahrlosten Jugendstilsaal, der nun mit Café, Garderoben und Seminarräumen ergänzt für die Gemeinde als Veranstaltungszentrum zur Verfügung steht. Es ist ein Beispiel für eine möglichst originalgetreue Restaurierung des historischen Bestandes, hier mit der weißen Stuckoberfläche, einerseits und einer kompromisslosen Ergänzung mit neuen Funktionen in sparsamen, modernen Hüllen andererseits. Damit ist das Original mit all seinen Qualitäten erhalten und mit den räumlichen Ergänzungen eine heute sinnvolle Nutzung ermöglicht.

Das Schloss Reichenau hatte schon lange seine herrschaftliche Funktion verloren, war dann für Wohnungen genutzt und wurde von der letzten Erbin der Gemeinde zur Nutzung übergeben. LindnerArchitektur plante eine Rückführung der historischen Räume mit samt ihren Wand- und Deckenoberflächen im Schloss und eine Ergänzung mit einem Saal für kulturelle Nutzungen. Damit entstand ein um einen Hof gruppiertes Ensemble aus einem sehr intensiv erlebbaren Biedermeiergebäude und einem maßstäblich und mit den Materialien Holz, Glas und Stein präzise eingefügten Zubau als Fortführung des alten Wirtschaftstraktes.

Neben Schlössern, Gärten, Bürgerhäusern sind auch Industrieobjekte erhaltenswürdige Denkmale der Entwicklung Niederösterreichs. Die meist sehr großen Objekte verlangen aber spezielle Nutzungen. So auch die beiden ehemaligen Tabakfabriken in Krems-Stein und in Hainburg. Für Krems-Stein bot sich mit dem großen, zentral gelegenen Objekt und dem weitläufigen Areal eine städtebauliche Chance, die zur Entwicklung eines Kulturbezirkes geführt hat. Ausgangspunkt war die leer stehende Tabakfabrik, für die ein Architekturwettbewerb mit dem Ziel der Nutzung als Kunsthalle ausgelobt wurde. Architekt Adolf Krischanitz gewann ihn mit einem sehr zurückhaltenden, den Bestand nutzenden Projekt. Heute ist die Kunsthalle Krems mit ihren industriell wirkenden,

Krems, Minoritenkirche

historischen Räumen und dem mit einem Glasdach überdeckten Hof, sowie den inszenierten Wegen durch das Haus ein international renommierter Platz für Kunstausstellungen. Durch die später vorgenommene Erweiterung mit einem Glaspavillon als Gastraum, der scheinbar zufällig vor der Fassade positioniert ist, wird die unspektakuläre, aber rücksichtsvolle und minimalistische Haltung des Architekten auch nach außen transportiert.

Das weitläufige Areal der Tabakfabrik ist heute Standort der Donau-Universität Krems. Dazu wurde das alte Hauptgebäude sparsam adaptiert und mit dem anschließenden, von Feichtinger Architectes geplanten Neubau ein deutliches Zeichen im Sinne einer international geltenden Nutzung gesetzt. Der Neubau nimmt städtebaulich Rücksicht auf die verbliebenen historischen Bauten, ist aber eine weitläufige moderne Architektur ohne jede Form der Anbiederung oder zitathafter Übernahme von Baudetails. Die Kunsthalle Krems als Implantat bzw. neue Nutzung im historischen Bestand und die Neubauten zur Donau-Universität Krems sind zwei verschiedene Wege zur Neuinterpretation eines historischen Ortes.

In unmittelbarer Nähe zur Kulturmeile liegt das ehemalige Kloster Und. Es wird heute als gastronomischer Betrieb mit Weinverkauf und als Veranstaltungsbetrieb geführt. Die von den Architekten eichinger oder knechtl adaptierten Räumlichkeiten eignen sich ideal für viele Veranstaltungen und bieten ein sehr ursprüngliches Ambiente im Gastronomiebetrieb. Ebenfalls nicht unweit davon ist die ehemalige Minoritenkirche. Sie wird heute für kulturelle Veranstaltungen, vorwiegend für Musikveranstaltungen genutzt und wurde durch die Architekten Fritz Göbl / Rainhard Gallister adaptiert. Die weitgehend variabel einzusetzenden Akustik-, Beschallungs- und Lichtelemente lassen den Kirchenraum in all seiner Größe und Vielschichtigkeit nach wie vor zu einem räumlichen Erlebnis werden.

Krems, Donau-Universität

Auch die Tabakfabrik in Hainburg hat ihre Funktion als Produktionsstätte verloren. Die großen Räume des Gebäudes im Kontext zur Stadt boten aber die Chance für eine Nutzung als Kunstdepot und Ausstellungs- bzw. Veranstaltungsfläche. Rainhard Gallister hat dies mit großzügigen Gesten für seine Einbauten genützt und schafft damit ebenfalls ein sehr schönes Beispiel für eine Umnutzung und Weiterverwendung eines alten Gebäudes. Große Flächen im Inneren, dem Zentraldepot für Archäologie, bleiben der Archivierung und Bearbeitung archäologischer Fundstücke vorbehalten. Im zweiten Obergeschoss gelangt der Besucher ebenerdig aus der Stadt kommend in den Veranstaltungsbereich, von wo aus er einen Ausblick auf die Donaulandschaft hat und mit einem Lift zur Uferpromenade hinunter fahren kann.

Im Stift Altenburg laufen seit Jahren bauhistorische Untersuchungen, Ausgrabungen und Restaurierungen. Ein unerwarteter und beachtlicher Fund waren die Reste des vorbarocken Kreuzganges, der nun mit einer Überdachung, geplant von den Architekten Jabornegg und Pallfy geschützt wird. Mit einer sehr transparenten, die heutigen Möglichkeiten ausreizenden Konstruktion ist eine spannende Lösung zu erwarten.

Das Stift Klosterneuburg hat mit seinen Umbauten der letzten Jahre ebenfalls einen beachtlichen Weg eingeschlagen. Mit der von driendl*architects geplanten Freilegung der im Zeitalter des Barock zwar begonnenen, aber nie vollendeten sala terrena ist ein überzeugendes Besucherzentrum entstanden, das ein sehr schönes, zeitloses Beispiel für die nahtlose, kaum abzugrenzende Verbindung von Alt und Neu ist.

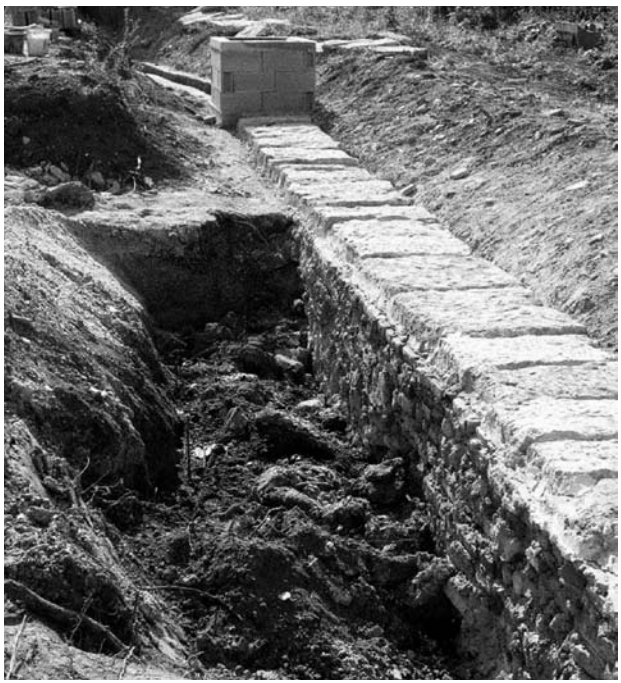
Es gibt aber auch Beispiele aus dem geförderten Wohnbau (Revitalisierung von Schloss Würmla durch Architekt Johannes Zieser), aus dem Kirchenbau (Erweiterung Pfarrkirche St. Pölten-Viehhofen durch Architekt Richard Zeitlhuber und Wolfgang Zehetner), oder aus dem Museumsbau (Museum „FeRRUM“ in Ybbsitz von Architekt Wolfgang Hochmeister, historisches Haus Kremayr). Eine lange Liste qualitätvoller Arbeiten würde sich hier noch anbieten. Städte und Dörfer in Niederösterreich sind nach wie vor durch den historischen Gebäudebestand bestimmt. Diese lebendig zu erhalten, sie als Identifikationsort zu bewahren, und mit zeitgemäßen Ergänzungen weiter auszubauen, ist die große Aufgabe der Architektur und der Politik. In den letzten Jahrzehnten wurden die Chancen vielfach genutzt und damit auch international beachtete Zeichen gesetzt. Die anstehenden, und die bereits laufenden Projekte führen diesen Weg fort, sowohl im öffentlichen wie auch im privaten Bereich. Damit bleibt Niederösterreich ein kulturell sehr lebendiges Land, seinen historischen Wurzeln verpflichtet und der Moderne weiterhin offen.

Privates Engagement in der niederösterreichischen Archäologie

Christa Farka und Franz Humer

Archäologische Denkmale sind ein wesentlicher Bestandteil des gemeinsamen kulturellen Erbes in Niederösterreich. Die überwiegend im Boden verborgenen Geschichtsquellen geben Auskunft über Leben und Wirken der Menschen aus längst vergangenen Zeiten und sind daher unverzichtbar für die eigene kulturelle Identität. Es bedarf eines besonders verantwortungsvollen Umganges mit diesen Geschichtsquellen im Boden, da sie weder unbegrenzt vorhanden noch wiederherstellbar oder erneuerbar sind. Daher steht auch in Niederösterreich die dauerhafte Erhaltung der archäologischen Denkmale als einmalige historische Quellen und Träger unserer eigenen Geschichte an erster Stelle. Mit dieser Erhaltung eng verbunden ist die nachhaltige Pflege, also Konservierung und Restaurierung, der jeweiligen Befunde. Angesichts der Fülle an Denkmalen in Niederösterreich ist für die öffentlichen Institutionen (Bund, Land, Gemeinden) natürlich jegliches privates Engagement im Sinne des nationalen Denkmalschutzgedankens zu begrüßen. Zwei kurze Beispiele aus Carnuntum und Altenburg sollen dies verdeutlichen.

Das Gebiet der einstigen römischen Stadt Carnuntum in den heutigen Orten Bad Deutsch-Altenburg und Petronell-Carnuntum (Verwaltungsbezirk Bruck an der Leitha) ist heute die größte archäologische Landschaft Mitteleuropas. Denn die antike Metropole erstreckte sich auf einer Fläche von über 10 km². Da es nach dem Ende der Antike keine kontinuierliche Weiterbesiedlung gab, ist der Großteil der römischen Stadt nicht überbaut. Aus Sicht von Archäologie und Denkmalpflege ein absoluter Glücksfall. Daher wird dort seit 150 Jahren geforscht und ausgegraben. Einige Bereiche der antiken Stadt sind heute als Freilichtmuseum im Archäologischen Park Carnuntum zu sehen.



Petronell - Carnuntum, unversehrte römische Steinmauerung mit rückversetzter Steinplattenabdeckung, im Hintergrund ein neu angelegter Wartungsschacht

Vor einigen Jahren wurde in Petronell-Carnuntum bei Bauarbeiten zufällig eine unterirdische römische Wasserleitung entdeckt. Carnuntum verfügte wie alle römischen Ansiedlungen über eine ausgezeichnete Versorgung mit Trinkwasser. Diese vom Westen aus dem „Ellender Wald“ kommende gemauerte, antike Leitung ist auch Ableitung einer großen neuzeitlichen Drainage, welche die Entwässerung der so genannten Witzelsdorfer Felder im Westen der Gutsherrschaft Petronell bewältigt. Da sich die Konstruktion zur Gänze auf Privatgrund befindet, wurden die Zugänge zur Leitung nach ihrer Auffindung bald wieder zugeschüttet. Diese römische Wasserleitung war in den letzten Jahren durch diverse Einbrüche und auch Verstopfungen akut gefährdet. So war ein Auslauf im Tiergarten bis oben hin verfüllt und ein das Bauwerk schädigender Wasserrückstau ist entstanden. Diese Verstopfung war sogar an der Oberfläche sichtbar.

Auf Initiative des Grundeigentümers Carl Abensperg-Traun, dessen Familie in einer langen Tradition mit dem römischen Erbe Carnuntums steht, wurde im Einvernehmen mit der Abteilung für Bodendenkmale des Bundesdenkmalamtes und dem Archäologischen Park Carnuntum eine Reinigung und schonende Konservierung der Konstruktion durchgeführt. Die Arbeiten wurden in einem Zeitraum von mehreren Monaten auf Kosten des Grundeigentümers durchgeführt. Nach der Freilegung des antiken Befundes auf einer Länge von 300 m und der technischen Instandsetzung wurde eine behutsame Konservierung von Mauern und Abdeckungen durchgeführt. Zwecks späterer Reinigung wurden drei Reinigungsschächte eingebaut, die aber, um weder das Gesamtbild zu stören noch einen öffentlichen Zugang zu ermöglichen, mit Erde abgedeckt wurden. Damit wurde die Möglichkeit für eine zukünftige Begehung und Reinigung für den dauerhaften Erhalt geschaffen.

Bei diesem Beispiel privater Initiative in Carnuntum wurde ausschließlich vorhandene Bausubstanz gereinigt und in einen Zustand versetzt, der das historische Bauwerk sichert und damit in Zukunft sowohl eine weitere Durchführung von Wartungsarbeiten als auch eine genauere wissenschaftliche

Untersuchung ermöglicht. Darüber hinaus ist durch die Initiative von Carl Abensperg-Traun eine weitere vertrauensbildende Maßnahme zwischen den oftmals divergierenden Interessen von Denkmalpflege einerseits und ortsansässiger Bevölkerung andererseits ermöglicht worden, da er schon im Vorfeld der geplanten Maßnahmen den Kontakt zu den dafür verantwortlichen Stellen der Behörde gesucht hat und dadurch einen wesentlichen Schritt zur Konfliktvermeidung gesetzt hat. Dafür sei an dieser Stelle der gebührende Dank ausgesprochen!

Niederösterreich besitzt auch ein reiches Erbe bedeutender bis ins frühe Mittelalter zurückreichender Klöster, die als Zentren von Bildung und Kunst, Wirtschaft und Wissenschaft die Geschichte des Landes entscheidend geprägt haben.

Für die Geschichte mittelalterlicher Klöster und Stifte sind die archäologischen Quellen von unverzichtbarer Bedeutung. Sie allein liefern Kenntnisse zur Gründungsanlage und Baugeschichte sowie zu Kultur und Alltagsleben monastischer Gemeinschaften.

Das Benediktinerstift Altenburg hat sich seit vielen Jahren als besonderer Partner der archäologischen Denkmalpflege erwiesen. Die von großem Verständnis und Interesse für die Arbeit der Archäologie getragene kooperative Zusammenarbeit hat maßgeblich dazu beigetragen, die Interessen der archäologischen Denkmalpflege mit den baulichen Interessen in Einklang zu bringen.

Neben der aufwändigen Restaurierung von Bausubstanz und Ausstattung hat das Stift nicht nur die archäologische Erforschung des mittelalterlichen Klosters gefördert, sondern auch erhebliche finanzielle Mittel in die sichtbare und erlebbare Erhaltung der ergrabenen Befunde investiert.

Altenburg, Stift, restaurierter Kreuzgang

Vor allem Prälat Mag. Bernhard Naber, schon seit seiner frühesten Jugend an der Archäologie interessiert, wurde als Abt des Stiftes zu einem Mentor der Klosterarchäologie Österreichs. Besondere Meilensteine seiner Tätigkeit im Stift Altenburg sind die Freilegung des mittelalterlichen Kreuzganges, die Erschließung der anliegenden Konventräume, die Untersuchungen auf der Altane, in der Veitskapelle und in der Stiftskirche. Darüber hinaus war er maßgeblich daran beteiligt, dass seit 1993 sämtliche im Zuge von Restaurierungs- und baulichen Sanierungsmaßnahmen erforderlichen Bodeneingriffe durch archäologisch-bauhistorische Untersuchungen begleitet werden konnten, die wesentliche Ergebnisse zur mittelalterlichen Baugeschichte erbrachten. Durch die in den Jahren 2000 und 2001 ermöglichten Ausstellungen „Fundort Kloster, Archäologie im Klösterreich“ und „Fundort Stephansdom“ hat Abt Naber sehr wesentlich dazu beigetragen, überregional die Bedeutung archäologischer Quellen für die Geschichte der Klöster Österreichs in den Blickpunkt der Öffentlichkeit zu rücken.

Vor allem das 2002 begonnene kostenintensive Projekt zur statischen Sanierung und Sicherung der im Barock überschütteten mittelalterlichen Klosterbauten durch einen Schutzbau im Bereich der Altane stellt für den Konvent eine große Herausforderung dar, die gebührenden Dank und besondere Anerkennung verdient.

Altenburg, Stift, Freilegung des mittelalterlichen Kreuzganges, 1984

Schwedenkreuz Niederrußbach – Engagement beginnt im Kleinen

Georg Karner, Josef Wolf und Franz Höfinger kennen jede Pore auf diesem Stein. Ihnen ist es zu verdanken, dass das Schwedenkreuz auf einem Feldweg, der als Kirchensteig zwischen Tiefenthal und Niederrußbach bekannt ist, noch steht. Dass es nicht umgekippt ist und von Steinsammlern weggeschleppt wurde, dass es sich nicht neigte, um dann im Kukuruz zu verschwinden.

Das Schwedenkreuz steht südlich der B4 und leuchtet weithin hell und makellos aus dem wogenden Getreide. Nein, nicht ganz makellos. Herr Karner stellt eine kleine Lackspur an der Säule fest. „Die landwirtschaftlichen Geräte werden immer größer", seufzt er.

Die Schweden besetzten während des Dreißigjährigen Krieges unter ihrem Feldherr Lennart Torstensson in der Zeit vom 15. März 1645 bis September 1646 weite Gebiete von Niederösterreich. Sie wollten Wien einnehmen, was ihnen jedoch nicht gelang. Ihr Hauptquartier war die Burg Kreuzenstein. Beim Rückzug aus dem Donaugebiet sprengten sie die Burg Kreuzenstein. Am 4. August 1646 befreite der Feldherr von Puchheim mit seinem Heer die Stadt Korneuburg von den Schweden.

Kaiser Ferdinand III. ließ am Hof in Wien zum Dank für die überstandene Gefahr eine Mariensäule errichten. Das war auch der Grund für viele Gemeinden in Niederösterreich, ebenfalls in ihren Gebieten Wegkreuze zu Ehren der Gottesmutter aufzustellen. Diese Wegkreuze bekamen vom Volke den Namen „Schwedenkreuze".

In der Gemeinde Niederrußbach wurden zwei solche Schwedenkreuze aufgestellt. Das zweite Kreuz steht auf der Groß-Weikersdorfer-Straße.

Die linke Seite und die hintere Seite des Bildkastens sind geschlossen. An der rechten Seite des Bildkastens befindet sich ein Fenster. Die Jahreszahl 1646 ist am unteren Teil der Säule eingemeißelt.

Im September 2003 beschlossen Josef Wolf, Franz Höfinger und Georg Karner das Wegkreuz zu restaurieren. Das Denkmal neigte sich schon so stark zur Seite, dass man befürchten musste, dass es im nächsten Frühling nicht mehr steht. Auch das gotisierende Fenster an der rechten Seite war defekt. Mit Unterstützung des Bundesdenkmalamtes wurde es zur sofortigen Restaurierung in eine Steinmetzwerkstatt abtransportiert. Der Abtransport konnte mit Hilfe der Freiwilligen Feuerwehr Niederrußbach und ihrem Kranwagen bewerkstelligt werden. Bei der Restaurierung wurde auch aufgrund der übermalten Inschriften festgestellt, dass dieses Wegkreuz älter als die Jahreszahl 1646 ist.

Die Patronanz über das Schwedenkreuz und weitere Kleindenkmale und die Vorfinanzierung übernahm der Österreichische Kameradschaftsbund. „Wir engagieren uns für soziale und kulturelle Belange und so haben wir beschlossen, uns der Kleindenkmale anzunehmen", erklärt Georg Karner.

Ein weiterer Bildstock in der Gemeinde ist das Wegkreuz der Bäckerzunft, welches ebenfalls an der B4 steht. Es wurde von der Bäckerzunft im Jahre 1559 erbaut. An der rechten Seite der Säule befindet sich das alte Zunftzeichen – zwei gekreuzte Stangerl. Sie sind aber schon sehr verwittert. Links neben den gekreuzten Stangerln ist ein „O" und rechts ein „T" eingemeißelt. Oberhalb der Stangerln befindet sich die Zahl 1559. Zwischen den Zahlen sind Punkte eingemeißelt. Andere Schriftzeichen oder Figuren kann man nicht mehr feststellen.

Ende der 90er-Jahre verletzte sich bei Feldarbeiten mit einer drehenden Welle ein Landwirt schwer. Aus Dankbarkeit für seine Genesung wurde eine Tafel an der Vorderseite der Säule mit der Inschrift „Danke Herr du warst uns gnädig" und eine Welle angebracht. Das zeugt davon, dass Bildstöcke nicht nur Kulturgut sind, sondern auch in heutiger Zeit Bedeutungsinhalte transportieren.

Das Dreifaltigkeitsdenkmal steht auf dem höchsten Punkt in Niederrußbach und war früher von Lindenbäumen umgeben. Der Größe der noch verbliebenen Linde nach zu schließen könnte diese nach der Aufstellung des Denkmals oder einige Jahre später gepflanzt worden sein. An der vorderen Seite der Säule ist im unteren Teil die Jahreszahl 1838 eingemeißelt. Angeblich sollen vor der Aufstellung der Dreifaltigkeitssäule an dieser Stelle Pestopfer begraben worden sein. Diese Angaben sind von der Bevölkerung überliefert. Da aber kein Pestzeichen (Fackel) und auch keine Pestheiligen eingemeißelt sind, wird die Errichtung dieses Flurdenkmals wohl einen anderen Grund gehabt haben.

Gefördert aus Mitteln
der Denkmalpflege
des Landes Niederösterreich
1646

Schloss Ebergassing – Wohnen mit Ambiente

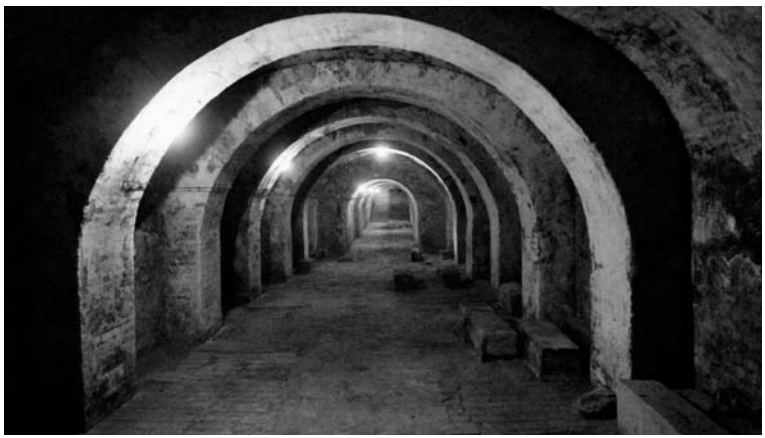
Im Hintergrund des dunklen Parks wirkt das Schloss mit weißer Fassade und graublauer Gliederung kühl und sehr elegant. Eine Brücke führt über den Wassergraben. Dahinter liegt die ehemalige offene Reitschule des Fürsten Liechtenstein.
Ebergassing wird 1136 erstmals im Zusammenhang mit einem Hetzilo von Ebergozzingen in Erwähnung gebracht. Die Burg war wie viele Festungsanlagen in der Gegend eine schwer zugängliche Wasserburg mit Ringmauern und Ecktürmen. Die erste Türkenbelagerung überstand die Burg ohne Schaden, denn in einem Bericht aus dieser Zeit heißt es: „Wegen des Morastes konnte man der Burg nicht beikommen."
„Wenn wir unsere Wohnungen vermieten, könnten wir sie mit 600 m Swimmingpool anbieten", meint einer der beiden Schlossherren lachend und zeigt auf den Wassergraben. Dr. Georg Aichelburg-Rumerskirch und seine Partner, das Ehepaar Lux, erwarben Schloss und Parkanlage 1998. Da stand das Haus bereits 50 Jahre leer. „Alles war original russisch. Die sowjetische Kommandantur war im Schloss untergebracht. Auf den Türen stand noch in kyrillischen Buchstaben ‚Eintritt verboten' oder ‚Küche'. Die Namen waren noch unter den Nägeln zu lesen, auf denen die Soldaten ihre Kleidung hängten und am Dachboden war das Strohlager", erzählt Dr. Aichelburg-Rumerskirch. Zu den ersten Aufgaben zählte es, den Park zu durchforsten. Büsche und Unterholz wurden gerodet und es trat die Parkstruktur mit ihren großen Bäumen zutage. „Bei der Gartenarbeit finden wir immer wieder Lusterteile und Porzellanscherben", so Christiane Aichelburg-Rumerskirch.

Die Infrastruktur des Schlosses war denkbar primitiv – nichts außer zwei Plumpsklos. Mittlerweile sind ein Dutzend Wohnungen zwischen 70 m² und 150 m² entstanden. „Eigentlich ist ein Schloss als Mehrgenerationen-Haus und nicht als Mehrfamilien-Haus konzipiert", erklärt Frau Aichelburg-Rumerskirch. Aber in Schloss Ebergassing ließen sich Wohnungen gut installieren. Von den zweigeschossigen Arkaden im Innenhof ist jede Wohnung begehbar. Die Installationen der Heizungs- und Wasserrohre wurden in die alten Kaminstränge gelegt. Geblieben ist der Charme der welligen Linie, wenn Fensterstöcke schief sitzen oder Türen ihr Eigenleben führen.
Die Mietwohnungen strahlen herrschaftliches Ambiente aus. „Wir haben eine einschlägige Hausordnung. Wir entschuldigen uns immer für die Mietverträge", sagt Dr. Georg Aichelburg, „denn sie klingen merkwürdig: Gartenzwergverbot, keine Fußabstreifer vor den Türen, keine Wäscheständer im Garten. Keine Plastikmöbel. Was man im Voraus nicht regelt, kann man im Nachhinein nicht einfordern." Die Mieter danken es, „dass das Schloss nicht in die Nähe eines Gemeindebaus kommt."
Für eine funktionierende Hausgemeinschaft sorgen ein gemeinschaftlicher Grillplatz und ein Kräuterbeet. Im Garten ist genügend Raum, dass jeder sein Plätzchen findet. Der üppige Rosengarten und das Hochbeet werden von den Eigentümern gemeinsam betreut. Im Wassergraben wurde für die Kinder des Hauses eine seichte Einstiegstelle angelegt. Für festliche Zwecke, sei es nun ein Kindergeburtstag oder eine Hochzeit steht der Festsaal des Hauses zur Verfügung.
In der Schlosskapelle werden zurzeit Fresken aus der Gotik freigelegt. In der Grabkammer der Kapelle ruhten bis nach dem Zweiten Weltkrieg die Brüder Thomann und Wilhelm vom Walde, die im 15. Jahrhundert mit der Herrschaft Ebergassing belehnt wurden.
Historisch große Bedeutung erfuhr Ebergassing unter der Familie Liechtenstein. Fürst Josef Wenzel Liechtenstein führte die Kavallerie unter dem Kommando des Prinzen Eugen im Kampfe gegen die Türken, war am französischen Hof und 1747 Kommandant von Wien. Die Hauptsorge des Fürsten Liechtenstein galt der Modernisierung des Heeres. In Ebergassing ließ er die Kavallerie ausbilden. „Die Ruinen der geschlossenen Reitschule sind im Wald noch zu sehen", sagt Dr. Aichelburg-Rumerskirch. Ebenso ließ er mithilfe seines Privatvermögens und der Wasserkraft der Fischa Kanonenrohre ausbohren.

Ehemaliger Liechtenstein'scher Weinkeller Hohenau an der March – Kartoffel im Fürstenkeller

Manche sammeln Briefmarken, Herr Bartosch sammelt Weinkeller. „Alles hat seine Geschichte", erzählt der pensionierte Landwirt. Die Geschichte von Johann Bartosch beginnt nicht mit Briefmarken, auch nicht mit Wein, der üblicherweise in Weinkellern vermutet wird. Die Geschichte beginnt mit Erdäpfeln. „Können Sie Erdäpfel kochen", befragt er sein Vis-à-vis streng, wiewohl seine Augen immer schelmisch lachen. Herr Bartosch ist trotz fortgeschrittenen Alters immer rührig, hatte vom Gemeinderat über die Feuerwehr bis hin zum Heimatmuseum über ein Dutzend Funktionen. Er begann mit einer Kleinlandwirtschaft und sein Sohn bewirtschaftet bereits einiges über 200 Hektar Grund – die Lagerung der Ernte von fünf Hektar Speisekartoffeln braucht eben ihren Platz. Da war der Keller am Hohenauer Kellerberg zu klein und die Wege zwischen den Kellern zu eng. „Hinten hab' i aufgepasst, dass ich mit dem Traktor die Ecke vom Presshaus nicht mitnehm', derweil ich vorn in den Akazi'baum g'fahren bin", so Johann Bartosch. Ein großer Keller sollte her. Dieser fand sich abseits des bäuerlichen Kellerbergs: der ehemalige Keller der Domäne Liechtenstein.

Die ersten Mitteilungen über einen Besitz der Familie Liechtenstein in Niederösterreich „linksseitig der Donau zur mährischen Grenze" stammen aus dem Klosterneuburger Saalbuch aus den Jahren 1194–1196. 1383 verlieh Herzog Albrecht Johann von Liechtenstein alle zu Mistelbach gehörigen Güter. 1385 wurde die Feste Rabensburg und 1391 bis 1416 die Güter in Wetzelsdorf, Katzelsdorf, Eibesthal, Poysdorf, Hausbrunn als Liechtenstein'scher Besitz genannt. 1457 wird Hohenau erworben und in all diesen Herrschaften entstanden mit der Zeit große Weinkeller. Mit der Bauernbefreiung im Jahr 1848 wurden die Zehent- und Robotobjekte abgegeben.



LD – „Liechtenstein Domäne" – steht auf der weiß verputzten Mauer des großen Presshauses und die Jahreszahl 1788. Zwei weitere Keller nebenan kamen hinzu: der Keller der Pfarre von Hohenau und 1982 der des großen Volksschauspielers und Hohenauers Oskar Sima. „Jetzt hab ich fast eine ganze Kellergass'n", sagt der Landwirt nicht ohne Stolz. Das zu einem Wohnhaus umgebaute Gebäude nebenan war die ehemalige Werkstatt des Liechtenstein'schen Fassbinders. Der dritte Keller von Herrn Bartosch wartet noch auf die Renovierung. „Mit 50.000 Euro muss ich da schon rechnen." Und wenn der Keller dann fertig ist, wird er wie die beiden ersten an die Kinder vererbt.

Die großen Presshäuser sind zweistöckig. In den Giebeln sind beidseitig je drei exakte Löcher, die für die Belüftung des Dachstuhles sorgen. Denn mit Feuchtigkeit ist immer zu rechnen. Die Keller werden mit Dampfröhren entlüftet. Über ein Dutzend ragen aus der Wiese oberhalb des Kellers heraus. Johann Bartosch musste sie neu aufmauern, da der Vorbesitzer Champignons züchtete und sie abriss. „Drinnen war's so feucht, dass die Türen regelrecht verschimmelt sind." Also musste die Tür vom Presshaus zum Keller neu gemacht werden. „Der Tischler hat sie aus Eichenstaffeln gezimmert – und nach wenigen Wochen hat's sie zerrissen." Man lernte dazu. Eine Kellertür darf nicht aus gelagertem, luftgetrocknetem Holz stammen. Dann nimmt sie die Feuchtigkeit des Raums auf und zerbirst. „Man kann sich die Kraft nicht vorstellen, die das Holz entwickelt. Jetzt wiss' ma: In den Keller gehört eine frisch geschnittene Eiche. Sie stammt aus dem Weinviertel."

Keller sind zeitlos: Archaische Architektur ohne Aufputz, mit strenger Linienführung und keinem Detail zu viel. In ihr Inneres hat die Zeit keinen Eintritt. Ein Keller kennt keine Tageszeit und keine Jahreszeit. Es ist immer dunkel, im Sommer empfinden wir das Klima als kühl und im Winter warm.

In den Presshäusern des Herrn Bartosch stehen keine Weinpressen. Eine alte Wasserpumpe ist geblieben. „Vielleicht haben sie sich nach der Bibel gerichtet und Wasser zu Wein gewandelt", ist der Landwirt immer auf ein Scherzchen aus. Auf den alten Eichenstämmen ist die Jahreszahl eingeschnitzt und „Rote Armee Mai 14. April 1945". Die wird sich hier einen gewaltigen Rausch geholt haben.

Bei Bartosch gab's dann keinen Wein mehr. Die Keller waren bis zur Tür voll mit Kartoffeln und die Hohenauer Bevölkerung wurde damit versorgt. „Aber mit den Supermärkten haben die Frauen verlernt, Erdäpfel zu kochen." Wer mag, kann sich bei Herrn Bartosch gute Tipps holen.

L. D.
1788

Hoffmann-Mühle in Laa an der Thaya – Dame mit Mühle

Die alte Dame steht auf einem einsamen, stillen Platz. Hinter ihr der über und über mit Wein bewachsene Wohntrakt der Mühle. Daneben der Garten, fast schon ein Park. „Der Platz war früher voll mit Fuhrwerken, als die Bauern auf Mehl und Schrot warteten." Frau Irmgard Berger ist die Besitzerin der größten Mühle entlang der Thaya.

Laa liegt genauso genommen nicht an der Thaya. Laa liegt an einem Thaya-Mühlbach. Das alte Stadtgebiet von Laa wurde von zwei Thayaarmen, dem heutigen Mühlbach und dem ehemaligen Wehrgraben umflossen, die immer wieder zu Überschwemmungen führten, bis die Thaya im 19. Jahrhundert reguliert wurde. Trotz der Sorgen, die das Wasser bereitet, hat sich über die Jahrhunderte die Laaer Mühle zu der größten an der Thaya entwickelt. Der beeindruckende Gebäudekomplex der „Kunstmühle Günther Hoffmann" dies- und jenseits des Mühlbaches, das Neben- und Miteinander der Baustile durch sechs Jahrhunderte, die mächtige Kulisse des Silos, der die Stadt mit seiner Silhouette prägt, macht die Mühle zu einem Handwerks- und Industriedenkmal. Als die Mühle 1992 unter Denkmalschutz gestellt wurde, ist im Bescheid des Bundesdenkmalamtes über den in den 1930er-Jahren gebauten Silo zu lesen: „Die Putzstruktur, die unregelmäßig gesetzten wenigen Fenster und das der Gesamtachse der Anlage folgende Walmdach mit zwei Treppengiebeln verleihen dem Nutzbau den trutzig-kubischen Charakter eines mittelalterlichen Turmes in der expressiven Stilsprache seiner Entstehungszeit. Der Silo bildet somit den würdigen Abschluss des Mühlenensembles."

Man darf annehmen, dass hier bereits im 12. Jahrhundert eine Mühle in Laa stand, das damals noch ein Dorf war. Die erste urkundliche Erwähnung der Mühle war 1436. Dabei genehmigte Kaiser Ferdinand dem Erbauer die Stadtmauer zu durchbrechen, doch das „Mühltürl" sollte „wohlversichert und bewahret sein". Die Mühle wurde in die Stadtmauer eingebaut, da die Stadtmauer entlang des Thayaarmes führte. Die Stadtmühle Laa wurde, wie die meisten Herrschaftsmühlen, auch „in Bestand gegeben", also an einen Müller verpachtet und im 19. Jahrhundert verkauft. Mit dem Eintritt der Familie Hoffmann in die Laaer Mühle, nimmt diese einen weiteren Aufschwung. Wilhelm Hoffmann errichtet einen gedeckten Verbindungsgang zwischen der stadtseitigen „Bauernmühle" und der rechtsufrigen „Handelsmühle". Mit dem Ausbau der Straße von Mähren nach Laa wählten immer mehr Bauern die Hoffmann-Mühle und zur Erntezeit war der große Platz vor der Mühle voll mit Fuhrwerken. Die Bauern warteten vor Ort auf das fertige Produkt, kamen sie von weit, konnten sie ihre Pferde einstellen und im Mühlengebäude übernachten. 1880 übernahm Sohn Julius Hoffmann die Mühle. Er ließ nun, weil es häufig Probleme mit dem Wasser gab, die Handelsmühle mit einer Dampfmaschine betreiben. Bald kam ein hauseigenes Kleinelektrizitätswerk hinzu und die Stadtbeleuchtung wurde mit diesem Strom gespeist. Ein Inserat bewirbt die Mühle: „Durch vorteilhafte maschinelle Einrichtung unserer Mühle sind wir in der Lage, der ungarischen Konkurrenz die Spitze zu bieten und vermahlen wir nur schönen und guten Weizen, der an Qualität den ungarischen noch übertrifft."

Seit 1989 steht die Mühle still. Lager und Hallen stehen leer und sind besenrein gefegt. „Darauf legt die Chefin großen Wert", sagt eine ehemalige Angestellte. 1955 übernahm Frau Irmgard Berger nach dem Tod ihres Vaters gemeinsam mit ihrem Mann die Mühle. Dr. Josef Berger war Altphilologe und Verlagsleiter, sie studierte Zeitungswissenschaften, beide mussten sich in einem neuen Metier zurechtfinden. „In den letzten Jahren hatte ich die Mühle allein geführt – und das mit Erfolg", sagt die Dame. Sie weist auf einen Holztram im Mahlwerk in den das Jahr 1589 geschnitzt ist. Daneben ist ein eiserner Ring. „Hier wurden einst die Gesellen an den ‚Mühlenpranger' gekettet, die Mehl gestohlen hatten."

Für zwei Handelsketten lieferte die Hoffmann-Mühle das berühmte „Herzerl-Mehl". Manchen wird das weiße Mehlpackerl mit den roten und blauen Herzaufdrucken noch in Erinnerung sein. Ein paar Dutzend Mehlpackungen stehen fein säuberlich in eine Ecke geschlichtet. „Denn eine Mühle ohne Mehl ist keine Mühle." Auf einem steht „Kirtagmehl 480". „Das war das feinere Mehl als die Type 700 und wurde zum Backen von Mehlspeisen genommen. Aber heute ist Mehl Mehl und keiner weiß mehr recht um Unterschiede."

Seit Jahren sucht die alte Dame nach einem Konzept, wie das imposante Mühlenareal, dieser einzigartige Handwerks- und Industriebau, sinnvoll genützt werden könnte. Ein Mühlenmuseum würde sich anbieten, damit ein bisschen was von der Mühlenluft, die nach Wasser, Holz und Mehl riecht, erhalten bleibt.

Stift Melk – Seelsorge am Gerüst

Abt Burkhard eilt durch die Gangfluchten, fliegt Wendeltreppen rauf und runter, balanciert auf den Bretterstegen der Dachböden, kennt jeden Lichtschalter und weiß, welcher Schlüssel in welches Schloss passt. Er kennt das „Haus“ mit 1365 Fenster und 2,2 ha Dachfläche besser als seine eigene Westentasche.

Dr. Burkhard Ellegast ist seit 56 Jahren im Stift. Der gebürtige Melker kletterte „als Bub verbotenerweise in den Dachböden des Stiftes herum.“ In den „Erinnerungen und Gedanken eines geplagten ‚Bauherren‘ wider Willen“ hat er über die Erfahrungen der Renovierung geschrieben:

„Dem Abt kamen seine Erfahrungen, die er als Bub auf den Dächern des Stiftes gemacht hatte, zustatten. Es gab kein Gerüst, das er nicht erstiegen, wo er nicht mit Arbeitern gesprochen hätte. Die Abenteuerlust des Buben wandelte sich in echtes Interesse an der Bausubstanz und deren baulichem Zustand, aber dahinter auch deren baugeschichtlichen Zusammenhängen. Mauern, deren Putz abgeschlagen werden musste, begannen zu sprechen, Ziegel gaben Rückschlüsse auf die Bauzeit, Farbreste ließen der Phantasie die Zügel schießen.“

17 Jahre dauerte die Renovierung des Benediktinerstiftes. An einem Ende fertig geworden, eröffnet sich am anderen Ende wieder eine Baustelle. Derzeit ist die Kuppel der Kirche eingerüstet. Die Westfront der Kirche ist als Wetterseite besonders den Umwelteinflüssen ausgeliefert. Vor allem die großen Sandsteinfiguren und Vasen leiden. „Wahrscheinlich muss man Letzere einmal durch Kopien ersetzten“, meint Abt Burkhard.

„Als junge Kleriker haben wir uns immer wieder gedacht, am gescheitesten wäre es, dieses Haus zu verkaufen und irgendwo ein Haus zu bauen, wo man halbwegs normal leben kann, wo nicht so viel Fremde sind, wo Ruhe herrscht und wo man ein klösterliches Leben leben kann.“ Nachsatz: „Gott sei Dank haben wir es nicht gemacht!“ Denn das barocke Ambiente strahlt auf dem Menschen aus, bringt die Seele zum Schwingen. Abt Burkhard: „Den Prunk bin ich gewöhnt. Aber Barock ist mehr. Es ist Ausdruck für die Auferstehung Christi. Im Barock hat man den lieben Gott heruntergeholt und ihm eine grandiose Audienzhalle gebaut. Diese konnte nicht glänzend genug sein.“ Und die Altane des Stiftes ist das Entree in diese Audienzhalle, sie ist der Übergang zwischen der Donaulandschaft und der barocken Architektur. Abt Burkhard blickt auf die eingerüstete Kuppel: „Ich wollt’ eh schon die längste Zeit auf die Kuppel. Das ist das einzige worauf ich mich freu’, dass ich noch einmal hinaufkomme.“

Als Abt hatte er den größten Teil seiner Zeit mit der Restaurierung zugebracht. „Ich hab das Glück gehabt, den Dombaumeister Ing. Johann Kräftner an meiner Seite zu haben, und das G’spür für Menschen. Das war unser Geheimnis: Wenn die Handwerker sehen, dass man selber oben ist, dann sind sie ganz anders dahinter.“

Aus den veranschlagten sechs Jahren wurden siebzehn Jahre. Der katastrophale Zustand des Kircheninneren führte zu neuen Wegen in der Restaurierung. Die hohe Luftfeuchtigkeit setzte dem Stein, dem Kunstmarmor, den Gemälden, dem Stuck zu. Mit dem computergesteuerten „Melker System“ wird feuchte Luft abgesaugt und von draußen trockene hereingeholt.

Über die Farbgestaltung der Fassade wurde viel diskutiert. Man entschied sich für Goldocker bei den Gliederungen und Lisenen und gebrochenem Weiß für die Nullflächen. Die ursprüngliche Farbe war wahrscheinlich ein Orangeton. „Ich hätte den Mut gehabt es orange zu streichen.“

Für die Seelsorgearbeit blieb in diesen Jahren nicht viel Zeit; so hat der Abt Seelsorgearbeit am Gerüst geleistet. „Eine ganz liebe Begebenheit ereignete sich auf den Stiftstürmen. Jahre später kam ein junger Mann zu mir mit der Frage, ob ich ihn nicht trauen könnte. Auf meine erstaunte Frage, warum er gerade auf mich komme, erzählte er mir von seinen Arbeiten an unseren Türmen. Eines Tages sei er dort oben gestanden, habe in die Lande hinunter geschaut. Dabei sei ihm die Größe des Lebens und die seiner Existenz so richtig bewusst geworden. Er habe sich damals gedacht: Wenn ich einmal heiraten werde, würde ich gerne in Melk heiraten …“

Mailberg Nr. 161 – Schritt für Schritt

Wahre Schönheiten drängen sich nicht auf. Sie sind zurückhaltend. So auch das nördliche Weinviertel. Das Land will genau angesehen werden. Oft versteckt sich der Zauber hinter den lang gezogenen Ortschaften, im „Hint'aus" wie die Rückseiten der Dörfer heißen. Ab und zu schwingt sich das Land zu einer sanften Welle auf. Ab und zu zeichnet ein Bach Falten in das Gesicht der Landschaft.

Mailberg ist nicht nur ein Weindorf mit einer denkmalgeschützten Kellergasse, das Mailberger Schloss ist im Besitz der Malteser. Der älteste Ritterorden wurde 1099 in Jerusalem gegründet. Das Museum im Schloss zeigt die Geschichte des weltlichen Ordens.

Wirken die Straßenansichten der Weinviertler Dörfer streng und zurückhaltend, so zeigt sich das spätbarocke Haus des Herrn Binder mit seiner ganzen Schönheit. Es steht nahe der Kirche, einstöckig, einladend und freistehend. Ein sonniges Gelb zeichnet sich gegen den Sommerhimmel ab. „Warum wir bei den ersten waren, weiß ich nicht", rätselt Gottfried Binder. „Vielleicht war es schon sehr baufällig." Jedenfalls wurde sein Haus in der Zwischenkriegszeit bereits 1923 unter Denkmalschutz gestellt. Baufällig und feucht war es auch, als sich der Landwirt 1998 entschloss, das Haus gründlich zu renovieren. Begonnen hat Herr Binder mit dem Dach. Es wurden neue Latten aufgenagelt, der Dachstuhl aber zeigte sich für ihn in einer überraschenden Qualität. „Früher hat man überdimensional investiert", sinniert er. „Einem Einfamilienhaus wird ein Dachstuhl aufgesetzt, der mit 10/8 cm Staffeln ausgestattet ist. Wie lang wird das wohl halten? Die alten Dachstühle sind für Jahrhunderte gebaut." Was viele barocke Dachstühle bis heute beweisen.

Der Dachstuhl des Hauses Mailberg Nr. 161 stammt nicht aus dem 18. Jahrhundert. Im Jahre 1821 haben die Vorfahren von Herrn Binder das Haus aufgestockt. War es eine wirtschaftliche Blütezeit? War für die Familie zu wenig Platz? War das Erdgeschoss zu feucht? Es gibt viele Vermutungen, aber wenige Anhaltspunkte. „Meine Großmutter hat mir einiges erzählt, manches habe ich aus den Pfarrmatrikeln herausgefunden. So weiß ich, dass unsere Familie seit dem 18. Jahrhundert auf dem Haus drauf ist. Sie hatten Landwirtschaft und betrieben Gewerbe. Einer der Ahnen war Seifensieder. Vorher gehörte das Haus einer mährischen Familie." Geschichten über Haus und Familie wurden mündlich weitergegeben. Vieles ging im Laufe der Generationen verloren, schien unwichtig. Vieles wurde weggeschmissen. „Man hat das ja für altes Glumpert gehalten."

Mit der Renovierung des Daches wurden die Rauchfänge neu aufgemauert. Dann musste der Landwirt eine Pause einlegen: Geld sparen und dann mit der nächsten Etappe beginnen. „Ich hab eine gemischte Landwirtschaft. Felder, Wein und Schweine. Da schaut nicht viel heraus." Im Haus riecht es verführerisch. Die Eltern von Herrn Binder rühren Grammeln. Er lebt mit ihnen und der alten Hündin Bella alleine.

Der nächste Schritt war die Trockenlegung der Mauern. „Vermutlich war der Grundwasserspiegel früher tiefer", erzählt der Landwirt. Bei der Drainage bin ich draufgekommen, dass die alten Fußböden tiefer lagen und mit der Zeit aufgeschüttet wurde."

17 Fenster hat das Gebäude. Eine teure Angelegenheit, wenn man auf Qualität Wert legt und Kastenfenster einbauen lässt. Gottfried Binder hat fünf, sechs Fenster pro Jahr eingebaut. Dann musste er wieder Luft schnappen. „Das Renovieren macht mir Spaß, sonst hätt' ich mir das nicht angefangen", meint er. Die Fenster, die in den südseitigen Hof schauen, haben weiße Fensterläden. Früher waren überall Fensterläden. Im Frühjahr hat man die äußeren Fensterflügel ausgehängt und die Holzläden eingehängt. Das hielt das Haus luftig und kühl. Doch das ist in heutigen Zeiten ein fast unbezahlbarer Luxus.

Abschließend hat Gottfried Binder die Fassade gemacht. Natürlich hat er die Mauern selbst abgeklopft, verputzt und gestrichen. Was er selber tun kann, bringt ihm um viele kleine Schritte weiter.

Hinter der Hofmauer blickt die sanfte Landschaft herein. Ordentlich gekämmte Weinzeilen wechseln sich mit wild lockigem Gebüsch ab. Und rund um den runden Berg läuft die Kellergasse wie ein weißes Band.

Windmühle Retz – Für Windmühlen kämpfen

Theresa Bergmann hat die Baskenmütze tief in ihr fröhliches und wettergegerbtes Gesicht gezogen. Der Wind reißt daran. Es ist gut, dass der Wind bläst. Hier steht die letzte betriebsfähige Windmühle Österreichs. Sie ist das Wahrzeichen von Retz und Frau Bergmann ist Motor, Herz und Seele dieses Wahrzeichens.

Oberhalb der Weinstadt zwischen den Hausbergen Golitsch und Kalvarienberg breitet sich eine südliche Landschaft aus. Zwischen Weingärten liegen Trockenrasen und Felsen; Kräuter und Heckenrosen, Schlehen und Quitten verströmen ihr Aroma. Am Kalvarienberg stand 1772 die erste Windmühle, damals noch der gängige Typ einer hölzernen Bockmühle. Später verbreiteten sich in den Kronländern der Monarchie die gemauerten Turmwindmühlen. 1857 baute Windmüller Johannes Tobias Bergmann die Turm- anstelle der Bockmühle und diese ist seit nun bald 150 Jahren im Familienbesitz. Beide Mühlentypen müssen ihre Flügel in den Wind halten. So lassen sich bei den gemauerten Mühlen die Flügel samt der Schindel gedeckten Dachhaube drehen. Mit einem Tram wird die drehbare Dachkonstruktion im Boden verankert. Bei der leichten Bockwindmühle drehte sich der ganze hölzerne Kasten, der auf einem gemauerten Bock saß.

Auf der Spitze des Dachs ließ der erste Müller der Familie Bergmann eine Wetterfahne anbringen, die die Windrichtung anzeigt. Theresa Bergmann schreibt in einer ihrer zahlreichen Publikationen: „Die Wetterfahne war aber nicht nur Hilfsmittel, sondern er verband mit ihr auch Wunsch und Hoffnung. Er wollte seine neue Mühle vor kommenden Unbill schützen und griff auf die Symbolik der Romanik und Gotik zurück. Damals wurden außen an den Kirchen dämonische Gestalten, auch Drachen angebracht. Sie sollten das Böse abwenden. In diesem Sinne setzte der Windmüller Johannes Tobias Bergmann die drachengesichtige Windfahne an die Dachspitze."

Über vier Ebenen stiegen Müller und Gehilfen ständig treppauf, treppab. Unter dem Dach sind die hölzernen Zahnräder, die die Kraft von etwa 15 PS auf die Welle übertragen. Die Welle ist der Stamm einer Tanne, die verkehrt herum – mit der Spitze nach unten – die Mühle durch alle Ebenen durchläuft. „So lässt sich die Kraft besser übertragen", erklärt Frau Bergmann, die persönlich die zahlreichen Besucher durch die Mühle führt. Unter dem Dachboden liegt die Mahlstube, in der die Mahlsteine liegen. Sandsteine wurden zum Schroten verwendet, Quarz und Granit zum Mahlen. Später kamen Kunststeine aus Zement und Naxosschmirgel, die die Epoche der Steinvermahlung ablöste.

In der Eingangsebene ist der Mehlboden. Hierher kam das vermahlene Korn mit dem Beutelelevator und wurde in die Mehlsäcke abgefüllt. Alles steht an seinem Platz, als ob der letzte Müller Leopold Bergmann die Windmühle soeben für kurze Zeit verlassen hätte. Die mit Monogrammen bestickten Mehlsäcke sind aufgespannt, auf den hölzernen Balken sind mit blauer Kreide Ziffern vermerkt, einst die Maßeinheit des Metzen, später dann Kilogramm. Die unterste Ebene ist der Keller der Mühle, in der Werkzeug verstaut wurde. Heute ist hier eine Vinothek. Die Windmüller betrieben ein kleines Gewerbe. Ihre Kunden waren die Bauern der Umgebung, die zum Hausgebrauch ihr Getreide vermahlen ließen. Denn die Windmüller waren im hohen Maße von den Launen des Windes abhängig. Alte Lehrbücher klagen: „Der Wind ist in seiner Arbeit je zu weilen der gestalt saumselig, das man sich auf seine Beständigkeit wenig verlassen kann." Trotzdem war es nicht die einzige Windmühle auf dem Retzer Kalvarienberg. Eine zweite gesellte sich dazu, die durch Blitzschlag 1893 abbrannte. Der gemauerte Rumpf steht bis heute und wird als Wohnhaus genützt.

Das zweite Standbein der Müllerfamilie Bergmann war seit jeher die Landwirtschaft und der Wein. Als 1925 der Mahlbetrieb eingestellt wurde, blieb die Familie im Wohnhaus unterhalb der Mühle, wo auch der Windmühlenheurige geführt wird.

Mit dem Ende des Gewerbes begann die Zeit des Denkmals. Seit 1925 steht die Windmühle unter Denkmalschutz. Theresa Bergmann hat als Tochter des letzten aktiven Windmüllers nicht nur die Geschichte der Windmühlen dokumentiert und am Leben erhalten. Sie selbst hat durch ihr Engagement längst Geschichte geschrieben.

Schloss Buchberg – Malewitsch am Dach

„Es riecht wie früher“, sagen die, die ihre Kindheit im Schloss Buchberg verbrachten, ehe die Familie Croy den Besitz verkaufen musste. „Durch die Totalrestaurierung wird die Geschichte, vor allem die kleine Geschichte, zugedeckt“, sagen Dr. Dieter und Dr. Gertraud Bogner bei einem Rundgang durch die organisch gewachsene Wohnburg.

Buchberg liegt abseits der Straße durchs Kamptal, dort wo die Waldlandschaft in die des Weins übergeht, wo das Gefühl der alten Sommerfrische in wackligen Bootsstegen, hölzernen Badeanstalten und verwachsenen Gartenpavillons weiterlebt.

Die Burg Buchberg und ihre Kapelle sind seit der Mitte des 12. Jahrhunderts urkundlich erwähnt. Das heutige Aussehen ist das Ergebnis der im frühen 17. Jahrhundert durchgeführten Umbauten durch Hans Ludwig von Kuefstein zu einem repräsentativen Schloss. 1585 wird es noch als „inwendig gleichwohl mit schlechten und wenigen Zimmern versehen“, beschrieben. 40 Jahre später steht in einem Schätzgutachten, dass das Schloss „auf einem harten Felsen gelegen und neben einer ansehnlichen, zierlichen und gelegensamen Wohnung an die vierzig Gemächer, eine schöne Schlosskapelle, Altane und kleine Lustgärten“ aufweist.

1979 begann Dieter Bogner mit der Gruppe „Exakte Tendenzen“ Künstler einzuladen, um Rauminstallationen zu verwirklichen. Dora Maurer übertrug Linien des in eine Ebene übertragenen Raumplans in den gewölbten Raum des Bergfrieds und schuf so ein „Quasi-Raum-Bild“. Konstruktive Künstler wie Christoph Rhis, Hartmut Böhm, Roland Goeschl, Peter Weibl und Heimo Zobernig schufen über die Jahre in und um das Schloss Rauminstallationen. Zobernig ersetzte die verfallene Pergola im Rosengarten durch ein Stahlkonstrukt, dessen Verstrebungen Typografien sind, die nichts anderes aussagen, als dass das Stahlkonstrukt eine Pergola ist. Die Künstler arbeiten als „Artist-in-residence“ in einer Wohnung im Schloss.

„Restaurieren heißt vor allem Staubsaugen“, erklärt Gertraud Bogner. Im Jahresverlauf schafft man gerade einen Rundgang durchs Haus. Was funktionierte, haben die Schlossbesitzer belassen, wie etwa alte Lichtleitungen, viele Holzböden, die nur einer kräftigen Waschung bedurften oder auch die Badezimmer, die Anfang des 20. Jahrhunderts scheinbar für die Ewigkeit installiert wurden. Neben dem Entree liegt das „historische Zimmer“. Es ist mit dem verbliebenen Mobiliar des Hauses eingerichtet, wie den zwei Sesseln aus einer belgischen Jugendstilwerkstatt. So wie Gerüche in einem alten Haus bleiben, bleiben auch die Namen. In den „Fürstinnenzimmern“ lebten unverheiratete Tanten der ehemaligen Besitzer. Das „blaue Zimmer“ besticht durch den gleichwohl zarten wie kräftigen Leimanstrich. Die in Buchberg arbeitenden Künstler haben den Raum „unter Schutz“ gestellt, damit er – trotz Renovierungsbedarfs – nicht seine Aussage verliert. „Kunsthistorische Renovierung treibt das Leben heraus“, so Dr. Bogner und so wird nur renoviert, was nötig ist. Die Spuren des tagtäglichen Lebens sollen nicht verschwinden, so wie der Körper durch den Lauf des Lebens Narben abbekommt.

Für die Schlosskapelle hat Dieter Bogner an einem Prototyp für Solaranlagen gebastelt. Denn der streitbare Kunsttheoretiker, Kurator und Sammler setzt sich seit Jahrzehnten für Ökologie und die Erhaltung der Vielfalt im Kamptal ein. Unter dem Glas der Solarheizung sind Pflanzen heimisch geworden – fast wie in einer Installation von Lois Weinberger.

Die letzte große Renovierung in Buchberg war das Dach. Da für so große Dachflächen alte Dachziegel nicht zu bekommen sind, entschied man sich – schweren Herzens – für neue. Und arbeitete dafür gleich ein Konzept aus. „Unser geistiger Großvater“, erklärt Dieter Bogner „ist Kasimir Malewitsch“. Geometrische Kunst stammt nicht aus dem Vokabular der Technik, vielmehr durch Abstraktion von der individuellen Vielfalt der Natur durch ihre Reduktion auf grundlegende Ordnungssysteme. So sah der russische Künstler Malewitsch den Kreis, das Kreuz – und das berühmte „Schwarze Quadrat“ als Ursymbole. Kreuz, Kreis und Quadrat wurden am Dach von Buchberg aus den verbliebenen alten dunklen Ziegeln gelegt. Sie treten hervor und lassen die hellen, neuen Ziegel als Untergrund zurücktreten. Das Dach trägt die Botschaft hinaus. „Das Wappen der Familie Collalto im Durchgang zum zweiten Hof bildet sich aus weißen und schwarzen Quadraten“, weist das Ehepaar Bogner auf die Verbindung zum Schloss hin.

Der Rundgang durch Buchberg endet auf der Altane. Zu Füßen des Schlosses windet sich der Kamp um naturbelassene Wiesen. Der Blick verliert sich in den grünen Schlingen des Tals.

Pfarrkirche Laxenburg – Brautkleid & Doppeladler

Die Pfarrkirche von Laxenburg steht nicht etwa am Hauptplatz, wo sie eigentlich hingehört. In Laxenburg gibt es keinen Hauptplatz im herkömmlichen Sinne. Laxenburgs historisches Zentrum ist das kaiserliche Schloss und sein weitläufiger Park. Und diesem Schloss gegenüber steht die barocke Pfarrkirche zur Kreuzerhöhung.

Unter Kaiser Leopold I. wird der Kirchenbau 1693 begonnen. Die alte Kirche war von den Türken beschädigt worden und wenn der kaiserliche Hof in Laxenburg weilte, war sie stets zu klein. Die treibende Kraft für den Neubau der Pfarrkirche, die zugleich auch immer Schlosskirche war, so wie der Pfarrer von Laxenburg gleichzeitig der Schlosskaplan der Habsburger war, war eben dieser Josephus Haller.

Das Kuppelfresko geht auf einen Entwurf von Johann Michael Rottmayr zurück. Die ursprünglichen Altäre und Heiligen wurden ausgetauscht, da es sich vor allem um Heilige handelte, deren Verehrung durch die Jesuiten forciert wurde. Mit der Regentschaft von Josef II. wurde der Jesuitenorden aufgehoben und die Einrichtung der Laxenburger Pfarrkirche ausgetauscht. Besonders eindrücklich im feinen Barockbau ist der dunkle und strenge Hochaltar. Der Hochaltar zeigt kein Bild, sondern ein Kruzifix vor dunklem Grund. Der Entwurf stammt von Ferdinand von Hohenberg; dieser ist in der Albertina aufbewahrt. Die frühere Kanzel wurde verkauft und eine künstlerisch besonders kostbare aus einer aufgehobenen Kirche in der Schwarzspanierstraße in Wien installiert. Der große Luster, der die kreuzförmige Kirche akzentuiert, und die Bestuhlung stammen aus den Beständen des k. k. Hofmobiliendepots. Die Restaurierung der Kirche ist im Großen und Ganzen abgeschlossen. Für die Farbgebung der Fassade hat man auf das barocke System der Dualität – weltliche und himmlische Macht – zurückgegriffen. Das Gelb-Weiß des Schlosses dreht sich im Weiß-Gelb der Kirche um.

Einer der letzten Arbeiten war die Instandsetzung der Glocken. Die drei Glocken sind aus dem Jahre 1687 und stammen vom „kayserlichen Stuckgiesser zu Wienn“ Johann Kippo. Sie wurden in Kriegszeiten niemals eingeschmolzen. Aber durch ihr Alter waren sie ausgeschlagen und sie drohten zu zerbrechen. In Deutschland wurden die Sprünge in den drei Glocken mit einer speziellen Schweißtechnik gekittet. Das Aus- und Einbauen der Glocken war Millimeterarbeit und Spektakel. Die Feuerwehr kam mit dem Kranwagen, um die Glocken durch das Turmfenster zu holen. „Der Ausblick vom Turm war früher schöner“, so der Monsignore. „Angeblich hat man von hier aus in der gedachten Achse bis nach Schönbrunn gesehen.“

In den kommenden Jahren soll die Terrasse vor der Kirche restauriert werden. Sie wird von den Figuren der vier Evangelisten beherrscht. Auch der Platz zwischen Schloss und Pfarrkirche wartet noch auf ein Konzept. Derweil ist er Parkplatz, der das Ensemble eher trennt denn verbindet.

Draußen herrscht Kaiserwetter und in der Sakristei eröffnet sich imperialer Glanz. Die Messornate sind mit dem kaiserlichen Wappen bestickt. So wie das rote, das das Wappen Kaiser Ferdinands I. zeigt. Der Traum aus cremweißem Taft, Pailletten, Strass und Steinen sowie Perlen und Silberspiralen war ein Brautkleid. Es schimmert zart, als ob der Mond sich darin spiegelte. Aber Brautkleid bleibt – nicht immer – Brautkleid und Eheglück nicht Eheglück. Jenes Brautkleid von Kronprinzessin Stephanie wurde zu einem Messornat. Fronleichnam des vergangenen Jahres hat Monsignore Hahn es getragen. „Aber sehr vorsichtig“, sagt Monsignore Hahn und getraute sich mit dem historischen Stück kaum zu gehen. Die Fronleichnamsprozession führt von der Kirche durch den Schlosspark von Laxenburg und zurück in die Ortschaft. Und es gibt noch eine Besonderheit in der Pfarrkirche, die an die Zeit erinnert, wo sie gleichzeitig habsburgische Schlosskirche war: das Tantum ergo („Leib des Herrn sei hoch verehrt“) wird nach der Melodie der Kaiserhymne gesungen. Die Noten zu „Gott erhalte“ sind mit Handschrift ins Messbuch eingelegt – sie sind so durch Generationen weitergegeben worden.

Turmhof Retz – Gelebte Integration

Wo vor wenigen Jahren noch eine hohe Mauer das Haus von der Straße abschirmte, steht nun ein durchlässiger und leichter Zaun. Dahinter liegt der Turmhof und an ihn angebaut ein freier, luftiger Wohntrakt mit großzügigen Terrassen, viel Glas und warmen Farben. Seit der Restaurierung des historischen Gebäudes und dem Anbau der neuen Trakte strahlt das Haus Signale der Offenheit und Kommunikation aus. „Das ist genau das, was wir damit aussagen wollen", sagt Otto Lambauer. Das Areal wird seit 1950 von der Caritas als Behinderteneinrichtung genutzt. Die Caritas ist der größte Arbeitgeber der Stadt Retz und seit Jahren wird hier selbstverständlich gelebt, was in vielen anderen Orten immer nur eingefordert wird: die Integration von Menschen mit besonderen Bedürfnissen in die Strukturen einer Kleinstadt. Retzer Wirtschaftsbetriebe beschäftigen Bewohner des Caritas-Heimes, Werkstätten bilden Lehrlinge aus, die Bewohner des Caritas-Heimes sind in die Stadtpfarre integriert.

Im Turmhof von Retz werden über 200 Jugendliche und erwachsene Menschen mit Lernschwäche, geistiger oder mehrfacher Behinderung betreut. Über 100 ArbeitnehmerInnen, zehn Zivildiener und MitarbeiterInnen des freiwilligen sozialen Jahres sind im Tageszentrum, dem Wohnheim und dem Seniorenwohnheim, in den neun Werkstätten, der ambulanten Betreuung und am Bauernhof tätig. So wie die historische Bausubstanz des Turmhofes instand gesetzt wurde, so wurde auch die ehemalige Propstei in Unternalb bei Retz, in der der hauseigene Landwirtschaftsbetrieb untergebracht ist, saniert. Seit 20 Jahren wird die Landwirtschaft von der Caritas bewirtschaftet. In Unternalb wurden 60 Wohnplätze und 20 Arbeitsplätze in Werkstätten geschaffen.

Der Turmhof von Retz wird erstmals 1409 erwähnt und damit beginnt die vielfältige Geschichte des Hauses. Ein Brand in der Altstadt von Retz im 17. Jahrhundert zerstört das Anwesen der Grafen Trautson. Der Turmhof wird in den Jahren nach 1718 in seiner heutigen Form wieder aufgebaut. Bei den Gefechten während der Franzosenkriege 1809 diente der Turmhof als Notspital. 1874 wird darin das Frauenkloster der ehrwürdigen Schwestern vom armen Kinde Jesu gegründet. Die Schwestern ziehen ein und eröffnen ein Internat für Offizierswaisen, später eine Volksschule. Mit der Zeit wird der Schlosstrakt aufgestockt und ein Schulhaus angebaut. Im Jahre 1910 gibt es einen Kindergarten, die Volks- und Bürgerschule, ein KindergärtnerInnenseminar. HandarbeitslehrerInnen- und Sprachkurse werden abgehalten. Große Häuser werden in Kriegszeiten häufig für militärische Zwecke genutzt. Während des Ersten Weltkrieges ist der Turmhof wieder ein Lazarett, in der Zwischenkriegszeit ein Lehr- und Erziehungsheim für Mädchen, im Zweiten Weltkrieg eine Kaserne. Nach dem Krieg ziehen russische Soldaten in das Haus, die Schwestern nehmen den Betrieb in Retz nicht wieder auf.

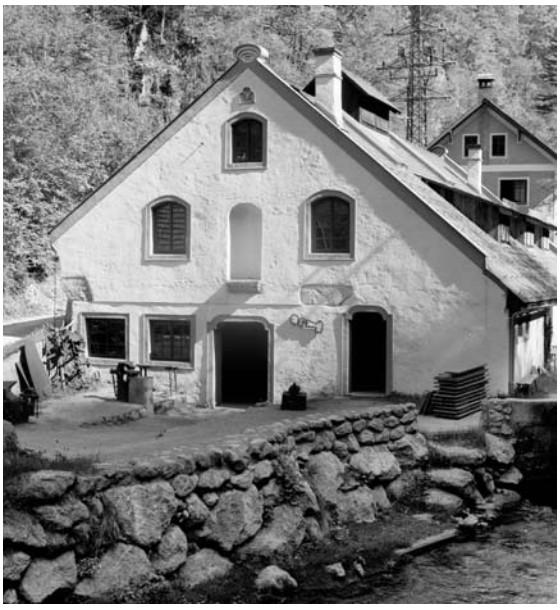
Im Jahre 1950 bezieht die Caritas das Haus, zunächst als Sonderschule für Buben und nach der Psychiatriereform 1979 übersiedeln rund 100 Personen von Gugging nach Retz. Mit dem Beginn der Sanierung des Altbestandes, dem Abriss der im Laufe der Jahrhunderte angebauten Schulen und dem Neubau der Wohntrakte hat die Caritas „Standards für heute und morgen geschaffen", wie Caritasdirektor Michael Landau betont. Einerseits wurde die historische Bausubstanz erhalten und für die Bedürfnisse adaptiert, andererseits wurde der Neubau so gestaltet, dass Selbstbestimmung, Integration und Normalität gelebt werden kann. Die Planung des neuen Hauses übernahmen die Architekten des „Ateliers Albertplatz", Wien.

Der Umbau in den Jahren 2002 bis 2006 war eine Herausforderung: „Der Umbau während des laufenden Betriebes gleicht einer Operation ohne Narkose." Die Aussicht auf die wesentliche Verbesserung sowohl der Lebens- als auch der Arbeitssituation der BewohnerInnen und MitarbeiterInnen hat hier aber über manche Improvisation hinweggeholfen. Viele BewohnerInnen leben zum Teil ein ganzes Leben im Retzer Turmhof und dementsprechend wichtig ist ein Umfeld zum Wohlfühlen.

Eybl-Hammer in Ybbsitz – Wo das Feuer regiert

Sie nennen es Musik, die in ihren Ohren klingt. Ding-dang-dang-dang-ding-dong-dong. Es ist das Schlagen der Hämmer, das Dengeln der Sensen, unterlegt vom Rauschen des Wassers, verzerrt vom Schleifen der Messer und angeheizt vom Blasebalg der Esse. Es war eine laute Landschaft zwischen den sanften Hügeln des Voralpenlandes und den verträumten Blüten der Mostbirnbäume. Dang-dang-dong-dang-dang-dong.

„In der Noth" heißt das schmale Tal, in dem bis ins 20. Jahrhundert noch 13 Schleifer und 2 Hämmer in Betrieb waren. Das Eisen lieferte der Erzberg und rundum in den Eisenwurzen wurde das Rohmaterial verarbeitet. Die Voraussetzungen dazu waren optimal. Die ausgedehnten Ötscherwälder lieferten das Holz für die Köhler und das bergige Voralpenland die richtige Menge an Wasser, um Hämmer, Blasebalg und Turbinen anzutreiben. Das fruchtbare Land an der Donau versorgte hungrige Knappen im Erzberg, die rußigen Gesellen in den Hammerwerken und die draufgängerischen Holzknechte ausreichend mit Getreide. Nebenbei produzierte die Landschaft Most in ausreichenden Mengen, herb oder süß, der den gewaltigen Durst nahe dem Feuer löschte.



Sepp Eybl, Metallkünstler und Schmied, hat 1999 das Hammerwerk gekauft, es vor dem Verfall gerettet und ihm das lodernde Herz zurückgegeben. Bis zu sechs Essen werden in der Schmiede unterhalten, die erst Leben bekommt, wenn das Feuer seine huschenden Schatten auf Werkzeug und Transmissionsriemen, auf die dunklen Wände und Schwanzhämmer wirft. „Der Hammer ist mein Atelier und hier halte ich Schmiede-Kurse ab. Deswegen die vielen Feuerstellen – und wenn's zu wenig sind, werden draußen Feldessen aufgestellt." Sepp Eybl ist ein Schmied wie aus dem Bilderbuch: lachende Augen und Muskel wie Stahlseile.

Das Wasser kam über die Fluder (hölzerne Rinnen), um die Schaufelräder anzutreiben. Die Energie wurde über Transmissionen auf Blasbalg und Hammer übertragen. „In diesem Hammerwerk wurden Schaufeln und Hauen hergestellt", erzählt Sepp Eybl. Nicht nur Männer arbeiteten als „schwarze Gesellen", auch Frauen waren in den Produktionsablauf eingebunden. „Frauen haben auf die Schaufeln, die fertig aber unförmig waren, Schablonen aufgelegt und beschnitten, dann wurden sie geschliffen, gebürstet oder lackiert. Zum Schluss wurde der Stiel angesetzt und die Ware für den Versand hergerichtet."

Die beiden großen Schwanzhämmer beherrschen die Schmiede. „Mir ist es wichtig, dass man hier in eine andere Welt eintaucht", sagt Sepp Eybl. Die Schwanzhämmer sind 300 bis 400 Jahre alt. Der Hammerkopf wird „Bär" genannt und wiegt bis zu 1500 kg. Der Bär saust auf die Schabotte nieder. Dieser Metallblock fängt die Wucht der Schläge auf und sitzt auf einem Eichenstamm, der drei Meter tief in die Erde eingegraben wurde. Damit die Schabotte nicht verrutscht, wird sie von einem Eisenring umgürtet, der mit Akazienholz ausgekeilt ist. Sepp Eybl hat die Maschinen restauriert und wieder in Betrieb gesetzt. Auch die Küche des Hammerwerks hat er im originalgetreuen Zustand rekonstruiert.

Obwohl das Holzkohlenfeuer das reinere und bessere ist, muss man aus finanziellen Gründen mit Steinkohle die Essen beheizen. „Nur für besondere Arbeiten und beim Schmieden von Buntmetallen nehme ich Holzkohle", erklärt Herr Eybl. „Das Feuer regelt mir ein Ventilator. Einst wurde das Feuer vom Heizer geführt." Große Blasbälge wurden mit Wasserkraft betrieben und Schuber regulierten die Luftzufuhr, kleinere Blasbälge wurden mit Muskelkraft betätigt." Je nach Werkstück konnte der Heizer das Feuer gestalten, heiß oder weniger heiß; ein längliches oder ein tiefes Feuer erzeugen.

Jedes Hammerwerk in den Eisenwurzen war auf bestimmte Produkte spezialisiert. „Obwohl die Schmiede ein freies Gewerbe war, hatte das Stift Seitenstetten als Grundeigentümer der Wälder großen Einfluss auf das Gewerbe. Dafür schauten sie, dass der Fluss des Eisens vom Erzberg zu den Hammerwerken aufrecht blieb und die politischen Verhältnisse für das Gewerbe sich positiv gestalteten." Die Region prosperierte, was an den Herrenhäusern der „Schwarzen Grafen" deutlich zu sehen ist.

Wie damals hinterlassen im Eyblhammer in Ybbsitz Schmiedekollegen und fahrende Gesellen aus aller Welt einen Nagel im Stock. Die kunstvoll geschmiedeten Nägel sind die Visitenkarte der Zunft.

Pfarrkirche Mödring – Fingerzeig Gottes

Am Rande des Horner Beckens steigt eine wuchtige, grüne Masse an. Der Wald wird hier „die Wild“ genannt und in ihr liegen verstreut ein paar Dörfer. Aus der grünen Masse des Waldes ragt der Turm der Kirche von Mödring. Wie ein knöcherner Finger leuchtet er im Abendlicht. Der gemauerte Pyramidenhelm wirkt streng und klar, da der spätgotischen Architektur keine barocken Zwiebeln aufgesetzt wurden. Auf der Spitze trägt der Turm ein vergoldetes Kreuz. Bei den Renovierungsarbeiten wurde das Kreuz entfernt und neu vergoldet. In der hohlen Kugel am Fuße des Kreuzes fanden sich zwei Urkunden. Auf der einen sind alle Häuser von Mödring aufgelistet und von den Hausbesitzern unterzeichnet. Die andere berichtet von der Geschichte des Kirchturmkreuzes. Demnach ist das Kreuz seit 1766 mehrmals herabgestürzt. Zuletzt wurde es im Sommer 1909 von einem Blitz getroffen und im Herbst desselben Jahres wieder auf die Spitze gesetzt.

Mesnerin Anna Lochner verwaltet die Schlüssel und hütet die Kirche wie ihren Augapfel. „Die Diebstähle in den Kirchen häufen sich“, erklärt Anna Lochner besorgt. Gestohlen werden vor allem vergoldete Kerzenleuchter und kleine Statuetten. Bemerkenswert ist die barocke Kanzel auf einem spätgotischen Fuß, sowie der Katharinenaltar, der ein Flügelaltar aus der Werkstatt Caspar Leusering aus 1673 ist.

Die Pfarrkirche zum hl. Johannes dem Täufer wird vom Friedhof umgeben. Der Grundriss des Langhauses ist – eine weitere Besonderheit – beinahe quadratisch und der Kirchenraum wird von einem Netzrippengewölbe getragen. 1288 wird die Pfarre von Mödring erstmals urkundlich erwähnt. In den folgenden Jahrhunderten leidet der Ort immer wieder unter feindlichen Einfällen. 1430 wurde die Kirche von den Hussiten zerstört und 1499 neu aufgebaut. Die Bevölkerung floh in Höhlen oder gelangte durch einen Gang unter dem Kirchturm in Erdställe, die relative Sicherheit boten.

Die Kirchenchronik vermerkt, dass die Kirche in jedem Jahrhundert einmal renoviert wurde. Die letzte Renovierung fand zur 500-Jahr-Feier statt. Ein großes Stück Arbeit war die Erneuerung des Kirchendaches. Das gesamte Dach wurde etappenweise abgedeckt, der Dachstuhl instand gesetzt, die Lattung erneuert und mit neuen Tonziegeln gedeckt. Um spätere Reparaturen am spitz zulaufenden und hohen Dach zu erleichtern, wurden im gesamten Dachstuhl begehbare Holzebenen eingezogen. Beim Abschlagen des alten Verputzes am Turm kam auf der Süd-Ost-Seite eine Sonnenuhr zutage. Das Engagement der Bevölkerung für die Renovierung der Kirche ist groß. So hat zum Beispiel die Adventmarkt-Bastelrunde die Kosten für die drei neuen funkgesteuerten Turmuhren samt Läutwerk übernommen. Mit der Renovierung der Kirche wurde auch der daneben stehende barocke Pfarrhof saniert. Er hat seinen ursprünglichen lindengrünen Anstrich bekommen, von dem sich die weißen Faschen frisch und fröhlich abheben. Die Eingangshalle ist mit großen Steinplatten belegt, in den Räumlichkeiten im ersten Stock finden sich Stuckarbeiten und gemütliche Kachelöfen. Hintaus liegt der Garten und der Blick schweift durch Obstbäume hinauf bis zur Wild.

Frau Anna Lochner arbeitet seit 15 Jahren für die Pfarrei. „Kein Mensch tut sich so was mehr an“, seufzt sie, „viel Arbeit und wenig Geld.“ Ihre Tätigkeiten reichen vom Messen einschreiben bis zum Koordinieren von Taufen und Begräbnissen, sie kümmert sich um den Blumenschmuck in der Kirche ebenso wie um den Garten im Pfarrhaus. Sie sitzt im Pfarrgemeinderat und Pfarrkirchenrat und verwaltet die Finanzen der Kirche, erledigt Bankgeschäfte so wie sie die Renovierungsarbeiten überblickte. Eine Auszeichnung um ihre Verdienste als Mesnerin steht seit einiger Zeit ins Haus. „Hab' noch keine Zeit gehabt, sie mir überreichen zu lassen“, sagt sie, „so werden wir's halt auf später verschieben.“

Noch gibt es in der Kirche mehr Mesner als Mesnerinnen, doch idealerweise „übernimmt das ein Ehepaar. Die Frau macht die Kirche, der Mann die Mesnerei.“ Anna Lochner ist beides in einem.

Schloss Viehofen – Phoenix aus der Asche

In Nachschlagwerken wird es bereits als „Schlossruine“ geführt. Nach dem Einsturz des Daches war Schloss Viehofen akut im Bestand gefährdet. Die Kamine stakten in den Himmel und kaum jemand in der Umgebung von St. Pölten dachte daran, dass dieses Schloss jemals gerettet, geschweige denn wieder bewohnbar gemacht werden könnte. Doch dann kam Josef Figl. „Ich werd’ ganz wurlert, wenn ich alte Gebäude sehe.“ Der Altwarenhändler krempelte die Ärmel hoch und ehe man sich’s versah, hatte Schloss Viehofen ein Dach.

Ende der 1990er-Jahre erwarb Josef Figl das Schloss aus einer Konkursmasse. Ein unerwarteter Glücksfall für die Ruine, denn Josef Figl hatte zuvor bereits Schloss Totzenbach vor dem Verfall gerettet, er ist von seiner Profession her zudem ein echter Fachmann.

Seit dem Jahr 2003 arbeitet Josef Figl nun mit Leidenschaft, Fachkenntnis und viel Fingerspitzengefühl an der Revitalisierung des einstigen St. Pöltner Wahrzeichens. Der Schlossherr arbeitet selbst an der Baustelle, unterstützt von zwei, drei Arbeitern.

Noch gleicht der Vorhof des Schlosses einem Bauhof. Mit einem Blick hat Herr Figl den Baufortschritt überprüft. Es ist nicht das erste Haus, das er restauriert. „Das ist mein Hobby, in dem ich seit 30 Jahren Erfahrung gesammelt habe“, erklärt Josef Figl. Doch die anderen Gebäude hat er nach Substanzsicherung und meist nur teilweiser Fertigstellung wieder verkauft. Mit Schloss Viehofen wird das anders: „Das wird mein Alterssitz und das Haus der Familie.“

Teile der Schlossanlage von Viehofen wurden in den 1960er-Jahren abgetragen. Mit dem Baumaterial errichteten die Besitzer neben dem Schloss einen der damaligen Zeit entsprechenden Bungalow. Der Komfort von Schlössern hält sich bei mangelndem Dienstpersonal, fehlender Zentralheizung und Sanitäranlagen in Grenzen. Küchen liegen weit abseits der Wohnräume, durch die Fensterritzen pfaucht der Wind.

Nach 300 Jahren Leben im Schloss, Kriegsschäden, Zerstörungen durch die Rote Armee und Vandalismus entschloss sich Franziska Kuefstein für einen zeitgemäßen Bau.

Vom Renaissancetrakt des Schlosses blieb einzig ein runder Turm erhalten. Das Areal wurde zum Wirtschaftshof mit viel Raum für Werkstätten und Lagerhallen.

Das Altschloss mit dem kleinen Innenhof stammt aus dem 16. Jahrhundert, Josef Figl hat die bereits fertig restaurierten Räume eingerichtet. Natürlich stammt das Mobiliar aus seinem großen Fundus. „Das Haus steht am Hang und um die Fundamente gut zu verankern, wurde es doppelt unterkellert“, erklärt Herr Figl. Die stabile Substanz half dem Schloss – trotz Jahrzehnten ohne Dach – zu überleben. „Die Mauern haben bis zum Dach hinauf eine Stärke von 1,60 Meter.“ Die Wohnräume im ersten Stock werden über den Festsaal betreten. Ein Zimmer reiht sich an das andere und mit einer Hackschnitzelheizung werden die Räume beheizt werden. Alle Arbeiten an der Infrastruktur sind abgeschlossen. „In diesem Haus war nicht ein Brett mehr da.“ Nun stehen schon Betten und Kästen, Tische und anderes Mobiliar in den Räumen. In die Ofennischen hat Josef Figl Kachelöfen und Mariazeller Gussöfen setzen lassen.

Türen und Böden sind ausschließlich aus Altmaterialien gefertigt. In einem Zimmer liegt ein Weichholzboden, dessen Bretter sternförmig zusammenlaufen. „Das ist ein Tanzboden aus einem ehemaligen Gasthof in Mank“, erzählt Herr Figl „und hier steht ein Ofen aus meinem Elternhaus – mehr als ein Erinnerungsstück.“

Am Viehofner Kogel – ein paar Schritte unterhalb des Schlosses – steht die gotische, dem hl. Jakob geweihte Kapelle. Sie ist eine Gründung der Passauer Bischöfe. Parallel zu den Restaurierungsarbeiten am Wohntrakt arbeitet Josef Figl an der baulichen Sanierung der kostbaren Kapelle mit ihren teilweise noch recht gut erhaltenen Seccomalereien, die in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zu datieren sind.

Stift Herzogenburg – Erdverbundenes Kloster mit Himmelsturm

Der Turm fängt den Himmel ein. Je nach Wetter ändert er sein Erscheinungsbild: Vor heiterem Sommerhimmel scheint der Turm der Stiftskirche Herzogenburg zu schweben, dunkle Wolkenbänke, die an den Öffnungen vorbeiziehen, verankern die bemerkenswerte Architektur zurück an den Klosterbau.
Der Turm ist ohne Dachkonstruktion, stattdessen bildet der Herzogshut einen Abschluss, der auf einem Polster ruht. Er ist von Johann Bernhard Fischer von Erlach entworfen und von Franz Munggenast ausgeführt worden. Das Augustiner-Chorherrenstift ist ein intaktes und jung gebliebenes Kloster. Hier wird ein Klosterleben abseits der religiösen Vermarktung gelebt. Die 14 Pfarren rundum gilt es zu betreuen, die „Herzogenburger Gespräche" führen Wirtschaft, Politik und Kunst zusammen und nicht zu vergessen das größte österreichische Kinderfest, das alljährlich im August stattfindet.
Propst Maximilian Fürnsinn empfängt im Prälatenzimmer. Ein Portrait des jungen Erzherzogs Franz Joseph erinnert daran, dass dieser in dieser Räumlichkeit nächtigte, als Kaiser Ferdinand mit seinem Hof im Revolutionsjahr 1848 nach Olmütz flüchtete. In diesem Zimmer wurde „An meine Völker" verfasst, worin die Abdankung Ferdinand des Gütigen kundgemacht wurde. Am nächsten Morgen ging die Reise über die noch nicht zerstörte Brücke von Stein weiter in Richtung Norden.

Herzogenburg ist eine wohl proportionierte barocke Anlage. 1714 wurde mit dem Bau des Stiftes begonnen, von der spätgotischen Architektur blieb das Altstift mit dem freskierten Refektorium. „Jakob Prandtauer unterschrieb sich bei uns als Maurermeister", erzählt Propst Fürnsinn über die Bescheidenheit des barocken Meisterarchitekten. Er führt durch lange Gänge zur Sala Terrena, zur Bibliothek und zum Festsaal. „Das Haus wirkt groß, aber man muss bedenken, dass ein Drittel davon Gänge sind. Damals hatte man eben noch einen Sinn für Proportionen." Zug um Zug wird das Stift restauriert. „Die Arbeit liegt in den bewährten Händen des Chorherren Ulrich", erklärt der Prälat. „Ich bin vor allem für's Geld zuständig." Die aufwändige Restaurierung wird in zehn Jahresetappen geplant. An der Spitze steht das Kuratorium, das aus Vertretern von Bund, Land und Stift besteht. Im Arbeitsausschuss sind die Fachleute der Institutionen eingebunden und Mitbruder Ulrich führt die Koordination von Baumeistern, Restauratoren und Stiftsarbeitern.
Die Außenfassaden sind fertig gestellt, der große Hof ist in Arbeit, die Bibliothek wird in Angriff genommen, die Gärten werden rekonstruiert. „Orden kommt von Ordnung. So hat auch ein Klostergarten seine festen Strukturen." Rund um das Stift gab es einen eigenen Kosmos an Gärten; den Prälaten-, den Dechants- und Kapitelgarten, einen Hofrichtergarten, Nutz- und Wäschegärten, Baumschule und Gärtnerei. Unter dem Festsaal liegt der Prälatengarten. Es ist eine barocke Anlage, die durch Farben akzentuiert wird. Drei verschiedene Kiesfarben – rosa, weiß und grau führen das Farbkonzept der Festsaalfassade fort. Von einem Bach getrennt liegt dahinter der Obstgarten; auch dieser wird wieder seine barocke Struktur erhalten. Kleinwüchsige Nussbäume und alte Apfelsorten werden gepflanzt, mit gemähten Graswegen dazwischen. „Wichtig ist uns auch die Instandsetzung der Gartenmauern. Denn im 18. Jahrhundert legte man Wert darauf, Gartenräume zu schaffen und sie von der ungezähmten Natur abzugrenzen", so Propst Maximilian Fürnsinn. Die Gärten sollen ihre historisch überlieferten Funktionen beibehalten, „denn ich will daraus nicht einen Garten der Religionen machen."
Durch die Gärten bekommt das Stift räumliche Weite. Auf der Herzogenburger Prunkfassade trifft die Architektur Jakob Prandtauers auf die Fischer von Erlachs, der den Festsaal im Mittelteil erbaute. „Johann Bernhard Fischer von Erlach hat als kaiserlicher Architekt nur an einem Kloster in Niederösterreich gearbeitet", erklärt der Propst nicht ohne Stolz. Die Fassaden werden in der ursprünglichen Farbgebung und im Sinne des italienischen Barock restauriert. Hier kommen gedeckte Farben zum Einsatz. Das klassizierende Weiß und Grau Fischer von Erlachs trifft auf die warmen Sandtöne Jakob Prandtauers. Gestaltung und Farbigkeit der umgebenden Gärten bringen das barocke Gesamtkunstwerk zu besonderer Geltung.

Konzertsaal Ziersdorf – Ein Ballsaal zwischen Wien und Prag

Der Ziersdorfer Friedrich Damköhler hat die glanzvolle Zeit des Saals nur mehr als Bub erlebt. Er schreibt: „In meinem jungen Denken eingeprägt haben sich aber besonders die mit Jugendstilornamenten umrahmte Bühne, der breite Stiegenaufgang zur Galerie, der wundschöne Saalluster, deren einst zwei waren. Da waren riesige Spiegel, WC-Anlagen, die man ihresgleichen sonst nirgends mehr fand. Ein herrliches Tanzparkett, die unter der Galerie befindliche erhöhte Fläche für Tisch und Sessel, ein ‚Clubzimmer' mit großer Bar, die mir als Knirps unverständlich hoch erschien, dekorative Vorhänge bei Eingang und Bühne und vieles mehr." Als Besonderheit ist Herrn Damköhler der Schuhputzer am linken Eingang zum Saal in Erinnerung geblieben.

Staub an den Schuhen gab es um die Jahrhundertwende in Ziersdorf sicherlich genug. Die Straßen waren nicht asphaltiert und Staub kam auch von den zahlreichen Ziegelöfen, die in der Umgebung von Ziersdorf standen. Einer Ziegelei ist es auch zu verdanken, dass der „schönste Ballsaal zwischen Wien und Prag" – so wie es seinerzeit hieß – gebaut wurde. Denn der Ziegelofenbesitzer hatte so viel Schulden im Gasthof Fröhlich, dass er seine Schulden mit Ziegeln abzahlte. Draus ließ der Wirt den Saal erbauen.

Errichtet wurde der Ballsaal vom Ziersdorfer Baumeister Ludwig Streicher (1858-1932) im Jahre 1910. Der Baumeister war der Großvater des berühmten Kontrabassisten Ludwig Streicher (1920-2003), nach dem der glanzvoll wieder auferstandene Saal nun benannt ist.

An die 50 Jahre war der Saal Rumpelkammer, Flaschenwaschanlage, Getreidelager und Abenteuerspielplatz der Ziersdorfer Kinder. Friedrich Damköhler erzählt: „Eine ganz besondere Attraktion war die Geisterbahn im Saal. Mit Kisten, Tischen und Sesseln bauten wir Tunnels und Grotten, bestückten sie mit allerhand ‚Grauslichem'. Die zahlenden Besucher (fünfzig Groschen), die auf eisernen Kistenwagen auf einem dort befestigten Sessel Platz nahmen, wurden durch die von uns gestalteten Gänge geschoben und mit viel Getöse und Geheule erschreckt, bespritzt und mit weiß noch was sekkiert. Meist endete diese Darbietung mit einem Tumult, wobei die Erwachsenen die Flucht ergriffen und der Hausherr bitterböse auf uns war. Aber man sieht, auch wir hatten ohne Tanzmusik und Kapelle unseren Spaß in diesem Saal."

„Vor zehn Jahren hab ich gesagt, der ist nicht mehr zu renovieren. Die Decke war heruntergebrochen und wir standen hüfthoch im Schutt. Da lebt nur mehr die Illusion", dachte Bürgermeister Johann Gartner. Dank der Investitionen im Zuge der Landesausstellung am benachbarten Heldenberg glänzt seit dem Jahr 2005 der Saal wieder: die Luster, die Spiegel, das Parkett. Die Jugendstilornamentik wurde restauriert und rekonstruiert, die Treppe in die Galerie ist großzügig wie in alten Zeiten. „Die alten Menschen haben immer ein Leuchten in den Augen bekommen, wenn sie vom Saal erzählt haben. Sie haben hier ihre ersten Bälle erlebt", so der Bürgermeister.

Der Konzertsaal spielt auch technisch alle Stücke. Rollos lassen sich auf Knopfdruck steuern, ebenso die Türen. Die Licht- und Tonanlage ist bestens ausgestattet. Dort, wo die Stallungen des Gasthofes standen, ist in zeitgenössischer Architektur ein Cafébetrieb eingerichtet, es gibt auch zwei Seminarräume. Der ehemalige Gasthof wurde abgerissen. Die Umrisse sind auf der Mauer des Nebenhauses zu sehen. „Eigentlich dachten wir an Stelle des Gasthofes einen modernen Hotelbetrieb zu installieren. Doch leider fand sich noch kein Interessent", erklärt Bürgermeister Gartner. Der neue, alte Konzertsaal wird in der ganzen Region des Schmidatals gut angenommen: Vom Kabarett bis zum traditionellen Rosenball, vom Konzert bis zur Lesung, von der Talkshow bis zur Oper bietet das Programm in Ziersdorf eine bunte Vielfalt. Nicht zu vergessen sind die Hochzeitsgesellschaften. Schließlich sollen auch die Augen der jungen Ziersdorfer leuchten, wenn sie dereinst vom Ballsaal erzählen …

Schüttkasten Harmannsdorf – Bertha von Suttners Schüttkasten

Prof. Dr. Erich Glawischnig war Vorstand der 2. Med. Klinik für Erkrankungen der landwirtschaftlichen Nutztiere Rind, Schwein, Schaf und Ziege. Vor 30 Jahren suchte er geräumige Stallungen und wurde in Harmannsdorf fündig – nur waren eben auch noch ein Schloss, ein großer Park, eine Orangerie und ein Schüttkasten dabei.

Prof. Dr. Erich Glawischnig: „Um zu sehen, was sich in landwirtschaftlichen Betrieben wirklich abspielt, ist es zweckmäßig, einen eigenen Betrieb zu haben. Zwar hat die Universität ein Lehr- und Forschungsgut, aber dort forscht man nicht allein. Wir hatten uns einen mittelgroßen Betrieb vorgestellt, in dem meine Studenten forschen können. Meine Frau hat eines Tages gesagt, dass sie etwas in Aussicht hat. Ich hab' ihr gesagt: „Was machen wir mit einem Schloss? Ein Schloss wäre doch Hochstapelei." Das Ehepaar Glawischnig besichtigte das Objekt und erwarb es 1976 mit fünf Hektar Land. „Die Idee, nur die Wirtschaftstrakte zu erwerben, war nicht durchführbar, da die gesamte Anlage unter Denkmalschutz steht."

Das einzige, was damals funktionierte, war eine kleine Wohnung im Verwalterhaus.

Zuerst wurden die Ställe saniert. „Wir haben mit Firmen kooperiert und bekamen von ihnen Zuchttiere." Gute Betreuer für die Ställe mussten auch gefunden werden – und diese fanden sich im Verwalterehepaar des Gutes von Stift Altenburg. „Sie zogen in die Verwalterwohnung und haben unsere Tiere 20 Jahre lang mitbetreut."

Über eine Brücke gelangt man zum Tor des Schlosses. Der Turm ist der ehemalige Bergfried. Von einem gemütlichen, kleinen Innenhof geht es in die Wohnräume der Familie Glawischnig und in die Zimmer, die von den Studenten bewohnt waren, als Univ.-Prof. Glawischnig noch aktiv war. „Beim Sanieren habe ich alle Arbeiten gemacht, die man so als Hilfsarbeiter tut. Dabei habe ich mir Konzepte für meine Lehrtätigkeit überlegt. Das funktioniert ganz wunderbar, während man so eine Mauer abklopft …" Um Geld für die Instandsetzung zu lukrieren, wurde geschickt mit Pharmafirmen kooperiert. Für eine Spende wurden die Studentenzimmer nach den Konzernen benannt. „Das Bayer-Zimmer gibt's noch immer."

Das ehemalige Schreibzimmer der Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner führt auf die Gartenterrasse. Sie war Erzieherin in der Familie Suttner und lernte hier ihren Mann Alfred kennen. Gerne spielte sie Theater auf der Terrasse und im Schüttkasten. Der Schüttkasten liegt am hinteren Ende des Parks. „Er ist der schönste Schüttkasten, den wir kennen, denn in den unteren Räumen befinden sich ausgedehnte Landschaftsmalereien. Hier wurde der Theatersaal eingebaut", erklärt Eva Glawischnig. Die Malereien aus Bergls Werkstatt werden zurzeit restauriert. Sie stellen romantische Landschaften mit antiken Ruinen, Palmen und exotischen Vögeln dar. Alles naturnah und wohl nach Vorlagen von Stichen gemalt.

Auf Antrag der vorhergehenden Besitzer Abensperg-Traun wurde der Schüttkasten im Jahre 1944 unter Denkmalschutz gestellt. Geholfen hat es nicht viel; es gibt Fotos, auf denen Soldaten zu sehen sind: Nägel in die bemalten Wände geschlagen und Gewehre am Boden. „Auch das „Lagerhaus", welches den Schüttkasten danach mietete, hat hier nicht viel geschont." Im Untergeschoss ist eine Wohnung, wo der gemauerte Mantel der offenen Feuerstelle zu sehen ist und ein alter Backofen. Professor Glawischnig hatte Pläne, hier ein Postgraduierten-Zentrum für Veterinärmediziner zu etablieren. Diese Ideen ließen sich nicht verwirklichen. „Mit der Pensionierung habe ich begonnen, mich intensiv mit Bertha von Suttner auseinander zu setzen. Wir wollen eine Informationsstelle über die Friedensnobelpreisträgerin hier einrichten. Auch einen Suttner-Friedenspreis will ich anregen und habe darüber mit Bundespräsident Heinz Fischer gesprochen." Ein paar Schautafeln sind bereits in der nahe gelegenen, historischen Orangerie zu sehen.

Die zweite Ebene des Schüttkastens soll zum Dachboden hin geöffnet werden, um daraus einen Veranstaltungssaal zu machen.

Als Bertha von Suttners Mann 1902 starb, musste der Besitz versteigert werden. Von der Friedensnobelpreisträgern blieb hier nichts als die Erinnerung, der Geist – und die Grabsteine ihrer Hunde.

Mauthaus in Stein an der Donau – „Das bissl Arkadenhof“

Stille Plätze mit prunkvollen Fassaden reihen sich in Stein aneinander. Auf der einen Seite ziehen die Schiffe vorbei, auf der anderen Seite ist es nicht mehr weit bis zu den ersten Weingärten. Am Ende des Schürerplatzes steht das ehemalige kaiserliche und landfürstliche Mauthaus. Die Donaumaut war ein einträgliches Geschäft, denn Stein lebte nicht nur vom Wein, sondern vor allem vom Handel. Die großen Salzstadeln an der Lände zeugen von dieser Zeit. Die farbenfrohen Fresken an der Fassade des Mauthauses zeigen Blumendekor und Portraits. In den Voluten des Blendgiebels sind Medaillons von Königin Anna und König Ferdinand zu sehen. Über dem Erker im zweiten Obergeschoss ist der Reichsadler mit der Kaiserkrone und der Herzschild mit Bindenschild und dem ungarischen Wappen. Zwei Putti halten einen weiteren Schild, der möglicherweise das Mautnerwappen darstellt. Die Jahreszahl 1536 verrät das Jahr der Errichtung des Hauses, wiewohl es im Hausinneren ältere Bauteile gibt. Im ersten Obergeschoss ist das Wappen von Ferdinand I. und die Inschrift „Verbum domini manet aeterum es“ zu sehen. Fische, Wolfsköpfe und Blumendekor schmücken weiters die Fassade.

Das Eingangstor wird von zwei Säulen flankiert. Das Ehepaar Haberl bittet ins Haus. Durch einen kargen, weißen Gang gelangt man in einen kleinen Innenhof, in dem der Winter lange wohnt, auch wenn schon längst die Schwalben eingezogen sind. Sorgsam sind die Stiegen mit Zeitungspapier abgedeckt, denn Schwalben will niemand aus seinem Heim vertreiben. Sie bringen Glück, hinterlassen aber Dreck. „Die Leute wundern sich immer wie klein der Arkadenhof ist, die meisten stellen sich weiß Gott was vor“, erklärt Herr Haberl. Es ist das Elternhaus von Margarethe Haberl. Ihre Mutter führte eine Greißlerei und ein Bäcker hatte im Haus seinen Betrieb. Nachdem der Kaufladen schloss, war das Geschäftslokal an einen Friseur verpachtet. Mittlerweile steht auch dieses leer. Ein paar hundert Meter abseits der turbulenten Kremser Flaniermeile ist das Leben sehr still und viele Geschäftslokale sind verwaist.

Im Jahr 2003 wurde die Fassade restauriert. „Das war eine turbulente Zeit“, erinnern sich die Haberls. Die erste Renovierung fand im Zweiten Weltkrieg statt. „Meine Mutter sagte immer: ‚Draußen könnt’s ihr tun was ihr wollt, aber drinnen leben wir.“ So halten es Frau und Herr Haberl auch. In den gewölbten Vorräumen haben sie mit Liebe alte Gegenstände gesammelt. Besonders schön machen sich schmiedeeiserne Türbeschläge aus, die als Schmuck an den weiß gekalkten Wänden hängen.

Das Ehepaar Haberl ist ein sportliches Pensionistenpaar – er ist bei den internationalen Tennissenioren, beide gehen Skifahren und Wandern. Frau Haberl lernte das Eislaufen an den Lacken der Donau und ihr Vater brachte ihr bereits im Alter von vier Jahren das Schwimmen bei. „Einmal bin ich auch über die Donau ans Mauterner Ufer geschwommen. Der größte Spaß für uns Kinder war es aber, wenn das Transportschiff ‚Wotan‘ vorbeikam. Sobald wir es Tuten gehört haben, sind wir g’schwind raus und in seine großen Wellen gehüpft.“ Sportlich muss das Paar sehr wohl leben, denn in den zweiten Stock führt eine steile Treppe. „Im ersten Stock haben wir uns eine Wohnung hergerichtet; wenn wir nicht mehr raufkraxeln können.“

Aber in einem Reihenhaus wollten die Haberls nicht leben, sie würden das Gemäuer und vor allem die schöne Aussicht vermissen. „Wenn es so weit ist, möchte ich aus diesem Haus mit den Füßen voran hinausgetragen werden“, sagt Frau Haberl. Die enge Treppe mit den hohen Stufen musste sie allerdings schon einmal hinaufgetragen werden, als sie einen Gips am Bein hatte. Da hat sie ihr Mann huckepack genommen, denn die Sanitäter weigerten sich hinaufzugehen. „Und manche Besucher gehen die Treppe rückwärts hinunter, weil sie sich vor ihr fürchten …“, ergänzt Herr Haberl.

Das Tor des ehemaligen Mauthauses lassen sie geschlossen, denn sonst würden die Leute bis ins Schlafzimmer gehen. „Deutsche Touristen fragen dann schon manchmal, ob wir auch ein Klo haben“, empört sich das Ehepaar.

Kaiserin-Elisabeth-Gedächtniskirche – Zwischen Himmel und Erde

Der Zug pfeift und zuckelt gemütlich aus dem Bahnhof. Hochwürden Pfarrer Spreitzhofer und Herr Johann Haushofer haben ihre Rucksäcke unter die Bank geschoben und zur Begrüßung ein Stamperl ausgeschenkt. Die Zahnradbahn fährt von Puchberg auf den Schneeberg. Sie verlässt die Wiesen- und Waldgründe, zieht über gemauerte Trassen, Matten und Felsen, schnauft durch den Tunnel und spuckt auf 1800 Meter die Gäste bei Fernsicht und frischer Luft auf dem Hochschneeberg aus. Die Bahn wurde 1898 eröffnet, im selben Jahr, in dem das Attentat an Kaiserin Elisabeth das Land erschütterte. Das war der Anlass, auf dem Hochplateau des Schneebergs wenige Schritte von der Bergstation und dem Hotel Hochschneeberg, die Kaiserin-Elisabeth-Gedächtniskirche zu bauen.

Die Absicht, an dieser Stelle ein gemauertes Haus zu bauen, gab es schon früher. Bereits 1840 war ein Observatorium geplant und bei der Eröffnung der Zahnradbahn wurde ein Denkmal für Leo Arnoldi, den Erbauer der Bergbahn errichtet. Der „Club der Schneebergfreunde“ setzte sich nach dem Tod der Kaiserin für eine „Elisabeth-Hochwarte“ ein – mit Aussichtsturm und Votivraum, in welchem am Todestag der Kaiserin alljährlich eine Seelenmesse gefeiert werden sollte.

Die im wahrsten Sinne des Wortes hoch liegenden Pläne scheiterten an der Finanzierung. Deshalb entschied sich der Club vorerst dafür, ein Kirchlein zu errichten und erst in weiterer Folge einen Aussichtsturm. Doch der „Club der Schneebergfreunde“ löste sich auf, die Pläne des Architekten Rudolf Goebel waren aber fertig. Ein Damenkomitee unter dem Vorsitz des Puchberger Pfarrers Anton Falk übernahm das Sammeln der Geldmittel.

Ein immer wieder früh einsetzender Winter unterbrach die Bauarbeiten, sodass die Kirche erst am 4. September 1901, dem Todestag der Kaiserin, eingeweiht werden konnte. Kaiser Franz Joseph besuchte die Kirche am Hochschneeberg ein Jahr nach der Eröffnung, um vor dem Marmoraltar zum Gebet niederzuknien.

Pfarrer Josef Spreitzhofer und Pfarrgemeinderat Johann Haushofer haben aus ihren Rucksäcken Kerzen ausgepackt und ausgewechselt; Broschüren hervorgeholt, welche sie in der Kirche auflegen. Hinter dem Altar wird der Besen hervorgeholt und einmal gründlich die Kirche gefegt. „Diese Kirche ist Tag und Nacht, Winter und Sommer offen“, sagt Hochwürden und offen liegt auch das Gästebuch am Altar, in dem Besucher und Bergsteiger das Wort an Gott richten oder ihre Eindrücke niederschreiben. Oft liegen auch Blumen am Altar – mit einer rot-weiß-grünen Schleife, erzählt Pfarrer Spreitzhofer. Ungarn legen hier die Blumen im Gedenken an ihre geliebte Königin nieder. Für Ungarn ist der Schneeberg mehr als ein Berg. Nicht nur wegen dem Gedenkkirchlein. Er ist der Berg, von dem aus bei klarem Wetter bis weit in die ungarische Tiefebene zu sehen ist und der damit früher die Sehnsucht nach Freiheit symbolisierte.

Johann Haushofer fährt jede Woche auf den Schneeberg, um in der Kirche nach dem Rechten zu sehen. Es gibt auch Lokführer, die nachschauen, ob alles in Ordnung ist. Die Kirche musste wegen der exponierten Lage immer wieder restauriert werden. 2004 wurden der Verputz und der Fugenmörtel des Bruchsteinmauerwerks entfernt und durch einen atmungsaktiven Mörtel ersetzt, um die Mauerfeuchtigkeit zu verringern.

Die Steine für das Mauerwerk stammen aus der unmittelbaren Umgebung. Beim Eintritt grüßt der mit Alpenblumen verzierte Psalm „Ihr Berge und Hügel lobet den Herrn“. Das Innere der Jugendstilkirche ist mit einem Sternmosaik aus venezianischem Glas verziert, die Statuen des hl. Landespatrons Leopold von Babenberg und der hl. Elisabeth stehen an den Seiten.

Manchmal wird in der Kirche geheiratet. Manchmal pfeift nicht nur die Windorgel um die Laterne, sondern aus der Kirche ertönt der Gesang der Wanderer. Die Bergmesse wird am ersten Sonntag im August gefeiert. Traditionell wird danach der Proviant geteilt.

Heinz Eggerth schrieb eine Hommage an die Kirche am Hochschneeberg. „Doch das Kirchlein ist ein Bergkirchlein. Es ist gemütlich, kennt die Menschen und sagt zu jedem schon nach ein bisserl Verschnaufen und nach dem ersten Vaterunser: Geh schon, geh hinaus und schau dich um! Ich bin nur gemacht aus Menschenhand. Die Pracht rundum aber hat Gott gebaut. Das ist die Welt, die er dir gegeben hat. Du sollst dich daran freuen.“

Jüdischer Friedhof Ybbs – Ort der Versöhnung

„Die Region hat keine Geschichte.“ Dr. Johannes Kammerstätter, pensionierter Religionslehrer der renommierten landwirtschaftlichen Schule Francisco Josephinum streicht die sich selbständig machenden Locken aus dem Gesicht. Der Wind bläst über die Friedhofsmauer, schaukelt die üppig blühende Wiese, zieht durch die Reihen der Grabsteine. Der jüdische Friedhof von Ybbs an der Donau war ein verdrängter und vergessener Fleck in der Geschichte. Eine terra prohibita. Die Stadtgemeinde hatte im Zuge der Arisierung die Grabsteine widerrechtlich an einen Steinmetz verkauft. So verschwanden zwei Drittel der Grabsteine, die von Namen und Erinnerung abgeschliffen, weiterverkauft wurden. Ein Zwangsvergleich rettete den Raub an jüdischem Eigentum.

Die Geschichte, die Namen, die Schicksale und die Kontakte zu Überlebenden in aller Welt zurück ins Mostviertel zu tragen, ist die Aufgabe von Johannes Kammerstätter und seinen Schülern, die sich dafür mit großem Engagement an die Arbeit machten.

„Es ist ein besonderer Ort“, meint Dr. Kammerstätter bei der Fahrt zum reichlich versteckten Gedenkort. „Das Gebäude wird bewohnt, vielleicht wird gerade Holz geschnitten. Vor Jahren weideten noch die Ziegen der Familie im Friedhof.“ Und die Hunde pissten auf verbliebene Grabsteine.

Zwischen der ehemaligen Zeremonienhalle und den Grabsteinen flattert die Wäsche im Wind. Daneben ein kleiner Kartoffelacker, Gemüsebeete entlang der Mauer. Unter einer Thuja ein Stapel von Grabsockeln. „Fast ein Kunstwerk, wir werden sie so lassen“, sagt Johannes Kammerstätter. Im hinteren Teil der Ruhestätte ein quirliger Ameisenhaufen.

Vor vier Jahren begannen die Schüler mit den Arbeiten auf dem Friedhof. Im Zuge des landwirtschaftlichen Praktikums wurden Bäume gefällt, Gebüsch gerodet, Fundamente für die Grabsteine betoniert. Die Plätze der zurückgegebenen Grabsteine waren nicht mehr zu rekonstruieren. So entschied man sich für eine ungewöhnliche Lösung. Sie stehen Rücken an Rücken in der Mitte des lang gestreckten Areals, nach Größe geordnet. Eine zufällige Nachbarschaft, ein Mahnmal.

Die jüdische Gemeinde des Mostviertels war weit verstreut und schwach strukturiert. Es gab keine Synagoge und nur zeitweise einen Rabbiner. Beträume waren in Privathäusern untergebracht. Die Gemeinde reichte von der steirischen Grenze bis ins südliche Waldviertel. Um von jeder Familie zumindest einen Überlebenden zu finden, suchten die Schüler und Schülerinnen in Archiven von 50 politischen Gemeinden, in denen teilweise die Akten verschwunden sind oder entsorgt wurden. Jüdische Standesbücher, Meldelisten und die Opferlisten des Dokumentationsarchivs (DÖF) dienten der Recherche. Die vorläufigen Ergebnisse sind auf einer CD-Rom verarbeitet.

Es fand sich weit mehr als Geschichte. Es fanden sich Geschichten von Menschen. Paul Peter Porges, Cartoonist des Kult-Magazins „Mad“ ist gebürtiger Scheibbser. Er lebt in New York, der Grabstein seines Großvaters Adolf Porges – eine Ironie in sich – gestorben am 2. Juni 1927, steht am Ybbser Friedhof. Die Familie Mahler ist die Keimzelle der jüdischen Gemeinde im Mostviertel. Sie waren Papierindustrielle und lebten in Kemmelbach.

„Die Überlebenden haben uns Fragen gestellt, die uns schwer fallen zu beantworten.“ Wie kommt es zum Beispiel, dass ein Feuerwehrmann eines Tages im Jahre 1938 zu seinem jüdischen Vereinskameraden sagt, dass er die Uniform abgeben muss? Was war Tage vorher? Woher gewinnt er seine innere Sicherheit, so etwas zu machen? Wie fand der Ausschluss im alltäglichen Leben statt? Von Nachbar zu Nachbar?

Positive Seiten will der „Garten der Versöhnung“ zeigen. Auf einem Stück Wiese neben dem Friedhof sind Skulpturen aufgestellt. Sie wurden in der Metallwerkstatt des Francisco Josephinums von den Schülern hergestellt. Sie zeigen die Portraits von mutigen Menschen der Umgebung, die sich in ihrer Art dem Regime widersetzten. Wie etwa Franz Sitter aus Ybbs, der als Krankenpfleger abgelehnt hat, im Todesheim der Psychiatrie Schloss Hartheim zu arbeiten. Oder Dr. Erwin Leder, der als Lagerleiter in Weißrussland durch bessere Verpflegung und gefälschte Dokumente vielen Menschen nachweislich das Leben rettete. Und Theresa Rager aus Feichsen bei Purgstall (1882-1973), die wegen eines Verses eingesperrt wurde. Sie reimte:

„Wir wollen keinen Krieg
Wir brauchen keinen Sieg
Wir wollen unser freies Österreich
Und freun uns auf die Hitlerleich“

ERNESTINE RINO

Ekamp-Hof in Ybbsitz – In der Gegend

Das Land um Ybbsitz gleicht einem Guckkasten. Hügel um Hügel wölben sich gegen den Himmel. Obenauf thront jeweils ein Hof und sein Königreich ist die Wiese, die Heugabel das Zepter und die Birne der Reichsapfel. Diese runde Welt wird von Obstbäumen geschützt. Sie bringen nicht nur die Frucht für den Most, sie spenden im Sommer Schatten und Feuchtigkeit und schützen im Winter vor eisigen Stürmen und die steilen Wiesen vor Erosion. Im Frühjahr versinken die Wirtschaften in einer Wolke aus weißen Blüten.

Der Hof der Familie Hofmarcher ist der älteste der Gemeinde Ybbsitz. Kein wuchtiger Vierkanter, es ist ein Doppel-T-Hof, wie es die Volkskundler nach der Form seines Grundrisses benannten. Schon im 12. Jahrhundert wurde der Hof erwähnt, der Rüstbaum des Hauses ist mit dem Jahr 1651 datiert.

Unter dem Schopf aus Schilf duckt sich ein Holzhaus. Die dunklen Balken sind gekalkt. Die Fenster sind klein, kaum größer als ein Schnäuztuch, das die Bauern einst in ihren Hosentaschen stecken hatten. Man ist versucht, durch die Guckfenster ins Innere – in eine vergangene Welt – zu blicken. Doch die Tür steht offen, die Bretter im Flur knarren, die Holzdecke ist in den Jahrhunderten dunkel geworden.

Anna Hofmarcher ist in diesem Haus geboren. Mit ihrem Mann bewirtschaftet sie die Bio-Landwirtschaft mit 35 Stück Milchvieh, Schafen und natürlich Most. Als sie Kind war, hatte ihr Vater große Fenster getischlert, um in die Küche mehr Licht zu lassen. „Aber ich hab' die schon damals nicht wollen." So sind die Fenster niemals eingebaut worden und liegen heute noch irgendwo auf einem Dachboden. Von der Küche aus blickt man durch die kleinen Fenster auf ein Stückchen Wiese dort, auf ein Stückchen Stall da, auf ein Stückchen Himmel, ein Stückchen Welt. „Habt ihr euch nicht einmal gewünscht, in einem ganz normalen Haus zu wohnen", fragt man die Kinder. „Eigentlich nicht, für uns ist das eh normal", antwortet Marlene, die jüngste Tochter. Für viele Wanderer, Besucher und Radfahrer, die hier vorbeikommen ist's aber nicht „normal". „Manche wollen bis ins Schlafzimmer reingehen", empört sich Frau Hofmarcher und muss dann herzlich lachen: „Hab' ihm nachgerufen, dass wir blau-geblümte Bettwäsche haben, damit er's weiß!"

Beim Tag der offenen Tür in Ybbsitz war die Küche der Hofmarchers voll mit Leuten. „Die haben alle geschaut, weil wir eine Mikrowelle in der Küche haben und an Elektroherd gibt's a, haben sie gerufen. Das sind Momente, die sind wirklich schrecklich."

Schon in den 1960er-Jahren begann der Zuckerbäcker, Fotograf und Sammler Karl Piaty aus Waidhofen an der Ybbs, die letzten Mostviertler Höfe mit Strohdächern zu dokumentieren. Eternit hieß die Lösung. Der Ekamp-Hof blieb davon verschont. Das Roggenstroh fürs Dach wurde selbst angebaut. Zum letzten Mal wurde es 1978 mit Roggenstroh gedeckt und hielt immerhin fast 30 Jahre. „Das Dach war schon sehr dünn", so Frau Hofmarcher. Als vor einigen Jahren nächtens ein Sturm tobte, hat er am Dach Schaden angerichtet. „Als wir die Haustür aufgemacht haben, ist uns nur Stroh entgegengekommen. Wir haben geglaubt, das ganze Dach ist weg." Danach kam der Regen und das Dach musste schnell mit Planen abgedeckt und mit Blechplatten ausgebessert werden. Nun ist es mit Schilf neu eingedeckt. Mit den Jahren wird es nachdunkeln und flacher werden. Darunter liegt als Eingeständnis an die Zeit eine wasserdichte Folie. Das Schilf kommt vom Neusiedlersee, die Arbeiten haben Ungarn gemacht. Denn im Mostviertel ist das Wissen um Strohdeckung verloren gegangen. Die Zäune für Gemüse- und Blumengärten werden von den Hofmarchers nach alter Tradition geflochten. Dazu werden die passenden Fichtenäste ausgesucht, die dann im Wasser eingeweicht werden. Über dem Feuer lassen sich die Äste dann biegen. „Natürlich macht das mehr Arbeit als ein Drahtzaun", sagt Anna Hofmarcher und die Betonung liegt auf dem ersten Wort.

Dann geht sie zur Stallarbeit. Unten im Tal läuten die Glocken von Ybbsitz. Irgendwo im Haus piepst ein Handy. Gott sei Dank.

Schloss Ebenfurth – Drei Damen Unverzagt

Die Psychotherapeutin Bärbel Langer hat das Schloss entdeckt. Es war von ihm schon nichts mehr zu sehen. Der Park wucherte rund um das ehemalige Wasserschloss, die Natur eroberte die Dächer, nistete sich in die Fensterhöhlen ein und erfüllte den Innenhof mit undurchdringlichem Grün. Bis heute steht der Park wie eine Mauer vor dem Gebäude, doch nun blitzt ein solid gedecktes Dach hervor, die Türme behaupten sich wieder. Ein Vorhangschloss schließt das schmiedeeiserne Tor, Kübelkolonien zeugen von unermüdlicher Bautätigkeit und der Weg über den Graben ist mit Brettern stabilisiert. In der offenen Eingangshalle werden zwischen Kreissäge und Sommerküche unermüdlich Kaffee und Kuchen kredenzt. Bärbel Langer und ihre beiden Töchter erzählen:

Es ist mir passiert. Nachdem ich 15 Jahre lang – erfolglos – einen renovierungsbedürftigen Bauernhof gesucht hatte, dachte ich mir: Jetzt hör' ich auf mit der Suche. Dann habe ich alle Unterlagen weggeschmissen und nur eine Zeitung mit einer aufgeschlagenen Inseratenseite blieb übrig. Wie so meine Blicke darüber schweiften, blieb ich an einem „Schloss zu verkaufen" hängen … Und dann bin ich heimlich nach Ebenfurth gefahren, ohne meinen Töchtern zu berichten. Ich habe mich durch den Urwald gekämpft und überlegt, ob man überhaupt hinein kann oder gleich von herabfallendem Mauerwerk erschlagen wird. Wieder in Wien, erzählte ich meiner Familie davon und natürlich wollten sie auch das Schloss ansehen. So war es um uns geschehen. Vier Millionen Schilling kostete das Haus mit einem Pferdefuß, der sich „baupolizeiliche Auflagen" nennt. Wir gingen zum Denkmalamt und nach einigen Gesprächen dort, fragte ich: „Sagen Sie mir von Mensch zu Mensch: Was soll ich machen?" Nun ja – dann habe ich mich bei der Vertragsunterzeichnung wieder gefunden.

Vor sechs Jahren haben wir die Ärmel hochgekrempelt und sind es angegangen. Wir haben gerodet und Schutt geschaufelt, aber die Mutti lassen wir lieber nicht an die Motorsäge! Wir haben wie die Ameisen gearbeitet, können mit Kreissäge und Mörtel umgehen, Fenster instandsetzen und Steckdosen montieren. Jetzt ist schon viel geschehen. Der größte Teil des Daches ist fertig, der Rest wird noch dicht gemacht. Danach kommen die Fenster an die Reihe. Noch sind sie mit Planen verhängt, was den Vorteil hat, dass man nicht ständig lüften und bei Schlechtwetter laufen muss, um die Fenster wieder zu schließen. Zimmer um Zimmer wird erobert und wenn dann wieder eines fertig ist, sitzen wir darin und staunen die schönen Räume an.

Das Schloss war im Besitz des Geschlechtes der Pottendorfer und Matthias Corvinus wohnte hier. Über 250 Jahre war es im Besitz der Familie Unverzagt. Es ist ein wegweisender Name. Dann kam es als Mitgift an die Familie Suttner. Nach dem Krieg wurde es verkauft und das Gebäude verfiel. Dem Schloss ist viel angetan worden. Hier haben sich alle möglichen Gruppen selbst verwirklicht und ihrer Zerstörungswut freien Lauf gelassen. Seitdem wir Hunde haben, haben die nächtlichen Aktivitäten in dem großen Haus aufgehört. Als wir nach Ebenfurth kamen, hielt uns ein Teil der Bevölkerung für verrückt: drei Frauen und ein baufälliger Kasten! Der andere Teil bewundert und unterstützt uns. Alljährlich gibt es den Schlossheurigen, der in der ganzen Gegend beliebt ist. Ausstellungen und Konzerte finden in dem eindrucksvollen Ambiente des Schlosses statt. Und Führungen: Denn so ein Schloss bekommt man nicht alle Tage zu sehen. Die meisten Schlösser sind zu besichtigen, wenn sie fix und fertig restauriert sind und die Wunden geschlossen und verheilt sind.

Mir schwebt vor, ein Zentrum für Körper, Geist und Seele zu machen, eine Anlaufstelle für den Umgang mit Heilkräutern. Ideen gibt es viele. Doch mit Unternehmensberatern haben wir schon Schiffbruch erlitten. Die Fachhochschule für europäische Wirtschafts- und Unternehmensführung, die meine Tochter absolviert hat, macht nun als Projektarbeit einen Nutzungs- und Finanzierungsplan für das Haus.

Wie immer unsere Wege auch weitergehen, die Faszination von alten Gemäuern hat uns alle drei im Griff …

Mausoleum in Purkersdorf – Jugendstil-Juwel

„Der Gedanke abzutreten ist schon furchtbar“, sinniert Kommerzialrat Heimlich, wie er so vor seinem Mausoleum steht. Das Mausoleum wurde um 1900 für die Familie Joppich erbaut. Als Künstler wird Wilhelm Knepper genannt. Die Ineinanderschachtelung von kubischen Elementen sowie die pylonenartige Erhöhung der Ecken erinnern an die architektonische Sprache eines Josef Olbrich. Als 1965 das Benützungsrecht erloschen war, war die Gruft längere Zeit dem Verfall preisgegeben. 1975 fand sich ein Käufer und das Mausoleum wurde zum ersten Mal restauriert. Zwei Jahre später wurde das Mausoleum von der Gemeinde Purkersdorf zurückgekauft und der Beschluss gefasst, es als Beingruft zu nutzen. Doch im Laufe der Jahre wurde das Mausoleum beinahe zur Ruine. Dach und Gläser waren zerstört und es hatte jahrelang hineingeregnet.

Das obere Ende des Friedhofs grenzt an den Wald, und wenn es dunkel ist, liegt dem Mausoleum ein Kerzenmeer zu Füßen. Herr Leopold Heimlich kam schon als Kind in diese Ecke des Friedhofs „um meine Tante zu besuchen“. Sie liegt im Grab schräg gegenüber. „Was ich als Kind nie wahrgenommen habe, ist mir eines Tages aufgefallen: Da verfällt ja ein Jugendstil-Juwel. Ich bin Kunstsammler und interessiere mich vor allem für Barock.“ „Wie im Museum schaut’s aus“, klagt meine Frau immer wieder. Das Mausoleum habe ich der Gemeinde um einen symbolischen Schilling abgekauft.“

Kommerzialrat Heimlich schaltet sein Mobiltelefon aus. Hier ist eine geschäftsfreie Zone. „Als patriotischer Purkersdorfer muss ich so etwas erhalten“, dachte er und engagierte Restauratoren. „Zuerst wurde die Gruft trockengelegt und danach zum Teil neu aufgebaut. „Ich hätte am liebsten alles neu gemacht. Doch existierende Altbestände müssen erhalten bleiben.“ Der zu restaurierende Putz war in seiner technischen Zusammensetzung vorerst unbekannt. Es ist eine spezielle Natursteinimitation, welche vor 100 Jahren verwendet wurde. Die Fachleute haben sie analysiert und rekonstruiert. „Man muss den Putz intensiv verdichten, polieren und nochmals fein nachschleifen.“

Zuerst wurde das Mausoleum mit Kupfer gedeckt, doch nach Recherchen über den Originalbestand wurde es durch Zinkblech ersetzt. „Es bestand die Gefahr, dass das Kupfer durch das Regenwasser grüne Streifen auf dem neuen ‚Steinputz‘ hinterlassen könnte.“ Mit der ersten Vergoldung der Jugendstilornamente hatte Kommerzialrat Heimlich auch nicht so viel Glück. Der Goldstaub wurde heruntergewaschen. Beim zweiten Anlauf mit einer Mixtionvergoldung klappte es.

Wer wöchentlich zu seiner Gruft geht, kommt ins Sinnieren. „Ich hab’ so viel erreicht und habe kaum Zeit es zu genießen. Wie viele Jahre bleiben einem noch? Der Gedanke abzutreten ist schon furchtbar.“ Jedenfalls will der Geschäftsmann das Mausoleum auf „Heimlich-Gruft“ umbenennen lassen. Als die Restaurierungsarbeiten abgeschlossen waren, gab es ein Einstandsfest. Feuerwehr, Gemeinde, Rettung und Blasmusik wurden eingeladen. „In der Ansprache habe ich gesagt: Das Mausoleum habe ich nicht restauriert, weil ich gedenke so bald einzuziehen, sondern weil ich es schade finde, so ein Kulturdenkmal verfallen zu lassen. Leider findet meine Familie die Idee mit der Gruft makaber. Aber früher hat man sich auch Pyramiden erbauen lassen.“

Original ist die schön gearbeitete und beschlagene Tür, die in den Innenraum des Mausoleums führt. „Ein Wunder, dass sie nicht im Laufe der Zeit gestohlen wurde.“ Jetzt fehlt noch das Glasdach über dieser kleinen Halle. Leopold Heimlich hat einen Künstler damit beauftragt, das Auge Gottes darzustellen. „Fernseher und Bar werde ich auch einbauen lassen“, scherzt er.

Evangelische Kirche Mitterbach – Die Orgel

Zwischen der evangelischen und der katholischen Kirche von Mitterbach liegt eine saftige Wiese, Linden beschatten den Kirchvorplatz und ringsum hebt Alpenidylle an. Idylle war nicht immer. Pfarrer Franz Honegger berichtet in der Chronik über die aus dem Steirischen und Oberösterreich eingewanderten Holzfäller: „Was war wohl den Leuten aus Gosau, Goisern und Schladming an dieser Einsamkeit und Abgeschiedenheit, an dem entlegenen Ötschergraben so anziehend, dass sie gerade hier ihr Heim aufschlugen? Gewiss war es einesteils die Aussicht auf weite Zeit hinaus Arbeit und Verdienst zu haben, was in ihrer Heimat wegen Überbevölkerung nicht möglich war. Denn lange würde es dauern, bis die Baumriesen alle gefällt, zum Ötscherbach zugebracht und auf diesem und dann weiterhin auf der Erlauf getriftet sein würden. Aber noch etwas anderes machte ihnen diese nicht bereits besiedelte, von jeder Straße abliegende Gegend zu einem willkommen Zufluchtsort. Sie waren hier in ihrem persönlichen Leben nicht so überwacht wie an den Verkehrsadern und in den Ortschaften. Ihre Vorfahren am Dachstein waren ja Gottes Wort und Luthers Lehre treu geblieben.“ Doch die Geheimprotestanten zu Zeit der Gegenreformation hatten es auch in den abseitigen Wäldern rund um Annaberg und Josefsberg nicht leicht. Man munkelte so einiges über sie, dass sie nicht so recht den Gottesdienst in Annaberg besuchen wollten, dass sie sich in ihren Häusern heimlich mit der Lutherbibel in der Hand zusammentrafen. So beschloss das Stift Lilienfeld, den zugezogenen Holzfällern das Kirchlein „St. Anna in der Wüste“ zu errichten, damit die Ausrede des weiten Kirchgangs nicht mehr gelte.

1781 wird von Josef II. das Toleranzpatent erlassen. „Am Anfang war es nicht sicher, ob das Bekennen nicht eine Falle ist“, erzählt die Pfarrerin Dr. Birgit Lusche. „Meld's euch nur, hat es immer wieder geheißen. Und dann bekamen sie Schwierigkeiten.“ Bis 1920 war in der Gegend um Mitterbach 80 % der Bevölkerung evangelisch. Zuzug, Mischehen und erhöhte Mobilität haben die Verhältnisse geändert. Heute ist in der zu den ältesten evangelischen Pfarren Niederösterreichs zählenden Gemeinde weniger als die Hälfte vom Augsburger Bekenntnis. Die junge Pfarrerin betreut mit Mitterbach zwei weitere Kirchen in Reith und Ulreichsberg. In Lackenhof und Hinterwildalpen wird in der katholischen Kirche der Gottesdienst gefeiert und Dr. Lusches Gemeinde reicht bis über Mariazell in die Steiermark hinein. Sie studierte in Wien und Zürich und ist in Mitterbach die zweite Pfarrerin. Ihr Mann – ebenfalls Pfarrer – betreut die Nachbargemeinde St. Ägyd.

Die evangelische Kirche von Mitterbach wurde 1785 eingeweiht. Damals durfte sie einer katholischen Kirche keinesfalls ähnlich sehen und musste ohne Turm und Glocke errichtet werden. Der hölzerne Kirchturm, der mit Blech gegen die Witterungseinflüsse beschlagen ist, kam erst nach 1848, als die politischen Ereignisse Gleichberechtigung statt Toleranz möglich machten. An die Kirche „St. Anna in der Wüste“ und die Zeiten als die Geheimprotestanten in katholische Kirchen gezwungen wurden, erinnern die zwei vergoldeten Engel im Altarraum, die die Pfarrgemeinde in ihre Kirche übersiedelte. Die Gemeinde war arm und lebte von Spenden. Die Pfarrchronik zu Beginn des 19. Jahrhunderts berichtet: „Die Kirche in Mitterbach war mehr als einfach; auf dem Altare stand ein vergilbtes, altes Bild, das heilige Abendmahl darstellend. Die Orgel war klein und befand sich auf einer rohen Empore.“

Die neue Orgel wurde 1854 gebaut und wird derzeit Schritt für Schritt restauriert. Sie ist ein Unikat, denn sie ist das einzige vom Orgelbauer Thaddäus Koblith bekannte Instrument.

Dafür setzt sich Kurator Peter Größbacher ein. „Wort und Lied haben in der evangelischen Kirche die gleiche Gewichtung“, erklärt der Kurator. „Die Orgel ist ein Dokument ihrer Epoche. Das Instrument hat 14 Register und ein eingebautes Harmonium.“ Durch unsachgemäße Instandsetzungen wurden Harmoniumstimmen vom Spieltisch entfernt und vier Register gänzlich entnommen. Es ist ein großer Restaurierungsaufwand für eine Gemeinde, die wenig mehr als 800 Mitglieder zählt. Doch Beharrlichkeit und Standfestigkeit zeichnet auch die Nachkommen der Holzfäller in den Ötscherwäldern aus.

Dorfkapelle Asparn im Tullnerfeld – Gemeinschaft, von Anfang an

Flaches Land und Agrarflächen so weit das Auge blickt. Da werden Kirchtürme zu Orientierungspunkten. In Ortschaften, in denen keine Pfarrkirche steht, gibt es eine Dorfkapelle. So auch in Asparn bei Langenrohr. Um 1880 wurde im Ortskern – auf einem zur Verfügung gestellten Grundstück der Familie Liebl – von der Bevölkerung eine Holzkapelle mit Holzturm gebaut. Man muss annehmen, dass es ein schlichter, einfacher Bau war. Niemals wurde davon eine Postkarte gedruckt, vielleicht findet sich in einem alten Fotoalbum noch eine Aufnahme. Im Jahre 1921 wurde die Holzkapelle abgetragen, von der heute einzig blau gestrichene Bretter blieben. Alles andere diente als Brennmaterial. „Eine gemauerte Kapelle mit Turm und Glocke konnte unter großer Hilfe der gesamten Einwohner daraufhin gebaut werden und wurde dem hl. Florian geweiht", steht in der Gemeindechronik zu lesen. Und weiter: „Im Zweiten Weltkrieg fiel auch diese Glocke dem Einschmelzen für Kriegsmaterial zum Opfer. Laut Chronik der Pfarre Langenrohr konnte am Pfingstmontag, dem 10. 6. 1946 eine neue Glocke mit 110 kg mit dem Bild des hl. Florian geweiht werden."

Die Bevölkerung hat von Beginn an die Dorfkapelle gebaut, betreut und instandgehalten. 1991 wurde der Innenraum renoviert: Die Schablonenmalerei erneuert und neue Holzbänke installiert. Auf die Elektroheizung unter den Sitzbänken ist man stolz. Man ist von Haus zu Haus gegangen, hat gesammelt und sich für Arbeitseinsätze zusammengeredet. Die Familie Liebl – jene, die seinerzeit den Grund zur Verfügung stellte – hat den Schlüssel zur Kapelle. Die Nachbarin hat – bis das elektrische Läutwerk eingebaut wurde – das abendliche Angeliläuten übergehabt. Doch auch ein elektrisches Läutwerk kann seine Tücken haben. Der kalte Winter 2005/2006 hat den Mechanismus zerstört. Nun ist auch das Äußere der Kapelle fertig. „Die älteren Leute haben unten gearbeitet, die jüngeren am Gerüst", erzählt Frau Liebl. Und ihr Mann hat das Kreuz am Turm selbst geschmiedet. In der Kugel, auf der das Kreuz steht, ist eine Urkunde eingelegt mit den Namen aller Mitwirkenden.

Messen werden in der Kapelle selten gefeiert. Aber bei den Betstunden vor einem Begräbnis, bei der Maiandacht und beim Kreuzweg ist die Kapelle immer voll. So voll, dass die Frauen drinnen sitzen und die Männer draußen vor der Tür stehen. Rosenkranzbeten ist allerdings Frauensache.

Wer die Ebene besucht, muss neu schauen lernen. Nichts wird ihm aufgedrängt. Keine Schwünge und Bögen, keine Rundungen. Die Landschaft verliert sich zwischen Zuckerrübenfeldern. Der Horizont ist ein endloser Strich, der von der vertikalen Akzentuierung der Windschutzgürtel unterbrochen wird. Die Weite vermittelt eine Portion Unendlichkeit. Man bekommt die Freiheit, zwischen vier Himmelsrichtungen zu wählen. Kein Bergesgipfel lockt, kein See drängt unsere Schritte. Die Ebene ist eine wahre Landschaft; nicht lieblich, nicht verspielt, nicht verträumt. Sie täuscht nicht, sie tarnt nicht. Akzentuiert wird die Landschaft von Kleindenkmalen. Bildstöcke, Kreuze und Kapellen strukturieren die Ebene und sie erzählen Geschichten. In der Gemeinde Langenrohr gibt es 25 Kleindenkmale.

Ein Kapellenbildstock wurde zur Sühne errichtet. Hier sollen Langenrohrer während der Napoleonischen Kriege drei französische Offiziere niedergemetzelt haben, da sie von ihnen drangsaliert wurden.

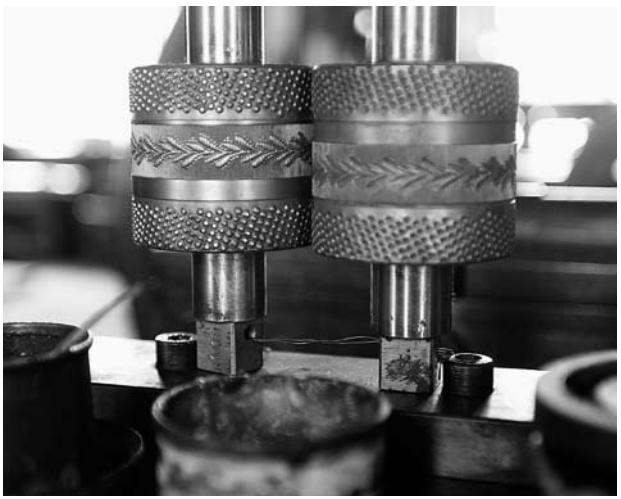
Die Pestsäule ist aus dem Jahr 1683. Von hier pilgerte die Langenrohrer Bevölkerung nach Maria Anzbach im Wienerwald und gründete somit die Wallfahrtsstätte. Ein weiteres Gedenken an die Pest ist ein Kreuz, unter dem sich Pestgräber befinden sollen. Unglücksfälle waren oft Anlass, ein Marterl zu errichten. Das „Hetschkreuz" steht zur Erinnerung an den 1928 ertrunkenen Vinzenz Hetsch, der bei der Überschiffung von Holz ertrank. Die Große Tulln führte oftmals Hochwasser.

Das Marienbild erinnert an einen Ortsbewohner, der bei der Rossträänke mitgerissen wurde und in letzter Minute einen rettenden Strauch zu fassen bekam.

Aber auch einer anderen glücklichen Rettung wurde gedacht. Das „Hahnkreuz" erinnert an zwei Burschen, die sich in einer eisigen Winternacht in der Ebene des Tullnerfeldes verirrten. Durch das Krähen eines Hahnes fanden sie zum nächsten Dorf. Das „Weidekreuz" erzählt von einem Blitzschlag im 17. Jahrhundert: Die Kühe und der Kuhhirte starben dabei. Auch 1989 wurde in der Nähe des Kreuzes starker Blitzschlag beobachtet, der im weiten Umkreis alles verbrannt hat.

Walzengravieranstalt Guntramsdorf – Spinnenpapier & Stanniolfolien

Der schönbrunngelbe Bau döst in einer ruhigen Seitengasse in Guntramsdorf. Über den Hof, der die Werkstatt mit der bescheidenen ehemaligen „Direktorenvilla“ verbindet, betritt der Besucher eine andere Welt. Es riecht nach Schmieröl und dem Staub der Jahrzehnte. Die Walzengravieranstalt wurde 1911 erbaut. Voraussetzung dafür waren neben der technischen Weiterentwicklung die Aufträge der Guntramsdorfer Druckfabrik. Vor dem Walzdruck druckte man Textilien und Papier mit Handmodeln, dann mit der Perotine – einer hölzernen Model, die über den Tisch gerollt wurde. In der Walzengravieranstalt wurden jene Muster auf Walzen übertragen, die dann in der Papier- und Textilindustrie zum Einsatz kamen. Die Graveure – ihre Arbeitsplätze sind an der Fensterreihe – übertrugen das Muster auf einen kleinen, metallenen Zylinder, die Molette. In der Releviermaschine (Molettenpresse) wird das Muster der Muttermolette auf eine Gegenmolette gepresst, indem die beiden Moletten unter hohem Druck aneinander abgerollt werden. Nachdem eine Walze in der Walzen-Aufspindelmaschine mit einem Rohrfutter versehen wird, kann sie in die Molettiermaschine eingespannt werden. Dort wird die Molette mit einem Druckhebel mit verstellbaren Gewichten auf die Walze gepresst, sodass das Muster der Molette auf die Walze übertragen wird. Die Patrize wurde durch Pressen und Ätzen auf das Endprodukt, die Druck- bzw. Prägewalze abgedrückt. In der Werkstatt arbeiteten in den besten Jahren bis zu 25 Personen auf engstem Raum zusammen. Über all den Werkbänken läuft entlang der Decke eine in Mitteleuropa einzigartig erhaltene Transmissionsanlage, die mit einer Vielzahl von herabgespannten Lederriemen die Maschinen antreibt und auf Knopfdruck bis heute funktioniert.



Einzigartig auch das Archiv des Hauses. Seit der Gründung im Jahre 1911 sind alle Auftragsbücher vorhanden sowie die Muster. Muster für Wachstücher, die in Wirtshäusern und auf Küchentischen Verwendung fanden, und die falschen Wasserzeichen für Zigarettenpapiere wurden in Guntramsdorf entworfen und auf die Walzen übertragen. „Die österreichische Papierfabrik hat eine Unmenge an Zigarettenpapier hergestellt“, erzählt Dr. Peter Keschmann. „Für Griechenland, die Türkei, den Balkan und Spanien.“ Hier wurden auch die Walzen für das Spinnenpapier hergestellt. Das Spinnenpapier und die Plastikumschläge mit dem einprägsamen Spinnennetzmuster sind den meisten älteren Österreichern noch in guter – oder weniger guter Erinnerung: Damit wurden bis in die 1970er-Jahre die Schulhefte eingebunden. Das Spinnenmuster wurde 1948 für die Papierfabrik Ortmann entworfen.

„Ich glaube ansonsten nicht ans Schicksal. Aber hier hat mich das Schicksal hinten herum erwischt. Als ich ein kleiner Bub war, ging ich über den Hof in die Werkstatt und Großvater sagte, ‚Du wirst einmal ein guter Graveur.‘ Ich wollte das nicht. Ein Graveur muss eine schöne Handschrift haben und ich habe schon in der Volksschule unbewusst so miserabel geschrieben, dass ich Nachhilfeunterricht in Schönschreiben bekommen habe.

Aus familiären Rücksichten habe ich dann die Gesellenprüfungen abgelegt, aber dann nicht lange im Betrieb gearbeitet, man muss die Ruhe dafür haben. Über das Museum hat’s mich wieder erwischt – jetzt bin ich verantwortlich für die Walzengravieranstalt!“

Dr. Peter Keschmann kehrte hintenherum in den elterlichen Betrieb zurück. Der stand seit 1986 still und es stellte sich die Frage, was damit geschehen wird. Dr. Keschmann: „Ich bin hier aufgewachsen und hab’ mir gedacht: So gehört’s sich. Dass der Betrieb schon lang museal war, war mir nicht bewusst. Aber bereits in der Handelsakademie wusste ich, dass sich die Werkstatt nicht mehr rentieren kann.“

Die Maschinen und das Gebäude standen zum Verkauf. Doch dann schritt Frau Keschmann ein. „Ich bin nicht der Retter. Die wirklich wichtigen Leute stehen im Hintergrund“, konstatiert Dr. Peter Keschmann. Es wurde Ing. Janitschek vom Technischen Museum Wien kontaktiert. Und man kam auf die Idee, nicht einzelne Maschinen dem Museum zu übergeben, sondern die ganze Werkstatt zu belassen.

Ein Verein wurde gegründet und 1989 wurde das Museum eröffnet. Die Mitglieder arbeiten ausschließlich ehrenamtlich und wechseln einander im Museumsdienst ab. An Wochenenden, Feiertagen und gegen Voranmeldung führen sie durch die Werkstatt der Walzengravieranstalt.

Feistritz am Wechsel – Einkehrgasthof für die Gemeinde

„Bei uns ist das Dorfleben noch intakt“, sagt Bürgermeister Leopold Korntheuer: Um den Dorfplatz gruppieren sich Kirche, Nahversorger und Bäcker, der Pfarrhof und der stattliche Einkehrgasthof. Das Haus beherbergt Gemeindeamt, Musik und ein Gasthaus mit einem jungen, engagierten Team.

Joseph Freiherr von Dietrich war wohlhabender Wiener Großfuhrwerker und Fabrikant, dessen Besitzungen von Wien bis Rumänien reichten. Aus eigenen Mitteln baute Dietrich die Straße von Wanghof nach Kirchberg am Wechsel „zur Beförderung der Industrie, des Handels und Producten Veräußerung der Bewohner dieses Thales“ und er erfüllte sich seinen Lebenstraum mit dem Kauf der Burg Freistritz. Er erwarb damit auch das Gebäude am Hauptplatz, dessen Kern aus dem 16. Jahrhundert stammt. Freiherr von Dietrich ließ darin den Burggasthof und im Jahre 1869 die Poststation einrichten. Da seine einzige Tochter sich mit dem polnischen Fürsten Joseph Maria Ludwig von Sulkowski, 6. Herzog von Bielitz, verheiratete, trug die Gaststätte bald den Titel „Fürstlich Sulkowski’scher Einkehrgasthof zur Weintraube“. Durch die Einfahrt rumpelten Fuhrwerke und Postkutschen, in den großen Stallungen konnten die Pferde untergebracht werden, im ersten Stock nächtigten Reisende. Ein Reiseführer aus dem Jahre 1874 beschreibt es als „ansehnliches, recht gutes Gasthaus, das so genannte ‚Herrschafts-Gasthaus’ mit schattigem Vorgarten“.

Der sagenumwobene Besitz des polnischen Fürsten wurde vom Sohn durchgebracht, Burg und Gasthof wechselten in Folge oft seine Besitzer, bis zu dem Tag, als der „Onkel aus Amerika“ in Feistritz auftauchte.

Bürgermeister Leopold Korntheuer: „Henry Reichhold war vor dem Krieg nach Übersee ausgewandert. Der gebürtige Österreicher war ein einfacher Maler, der das Glück gehabt hat, in Amerika Henry Ford kennen zu lernen. Mister Reichhold hat Autolacke entwickelt, sie patentieren lassen und mit den Ford-Werken zusammen gearbeitet. 1950 war Reichhold ein gemachter Mann. Er suchte in Österreich ein entsprechend repräsentables Anwesen, um Geschäftspartner einzuladen. Und er fand Feistritz.“ Hier kaufte er Burg und Gasthof und ließ sie sanieren. Aus dem ehemaligen Einkehrgasthof wurde der „Burgkeller“, in dem auch die Schlossgäste von Henry Reichhold bewirtet wurden. „Er war ein großzügiger Mäzen unserer Gemeinde“, erklärt der Bürgermeister. 1968 vermachte Mister Reichhold den Gasthof der Gemeinde als Amtshaus. Es war nicht die einzige Tat, die der gebürtige Österreicher in Feistritz setzte. Beim Kartenspiel mit dem damaligen Pfarrer und Bürgermeister wurde die Idee geboren, ein Gemeindezentrum zu bauen. Der Pfarrer stellte das Grundstück zur Verfügung, die Gemeinde verpflichtete sich, für die Erhaltung aufzukommen und Henry Reichhold baute ein Haus, in dem bis heute Volkstanzgruppe, Jugend und Laientheater untergebracht sind.

Die Revitalisierung des Gemeindeamts im Einkehrgasthof wurde 2002 in Angriff genommen. Man entschied sich für eine multifunktionale Lösung. So sind im Haus Musik und Gemeindeamt untergebracht, der Gasthof wurde in den Gewölben der ehemaligen Stallungen eingerichtet, sowie im modernen Zubau. „Kultur, Verwaltung und Kommunikation sind unter einem Dach“, schwärmt Herr Korntheuer. Für den modernen Zubau mussten sich die Feistritzer erst erwärmen. „Doch das Bundesdenkmalamt riet uns zu einem modernen Anbau, der sich vom Altbestand deutlich abgrenzt. Auch ein Laie muss erkennen, dass es sich um verschiedene Epochen handelt.“ Der Innenhof wurde mit Glas überdacht, im Holzstöckel ein gut ausgestatteter Sitzungsraum eingebaut. „Leider sieht man am Glasdach, wie schmutzig das Regenwasser ist“, weiß der Bürgermeister, doch der Vorteil ist ein sonniger Saal, der im Winter bei Schneefall anheimelnd und romantisch ist.

„Die Tradition lebt bei uns. Nach dem Kirchgang stehen die Leut’ am Dorfplatz unter den schattigen Bäumen beisammen und wechseln dann ins Gasthaus“, so Korntheuer.

Jetzt fehlt nur der doppelköpfige Postadler, der noch beim Restaurator ist. Es überlegt die Gemeinde, wo er montiert werden soll. Wahrscheinlich wird er den modernen Zubau schmücken – um den Kontrast zwischen alt und neu zu unterstreichen.

Schloss Hof – Tusculum rurale

Die Vorbereitungen zum Fest laufen auf Hochtouren. Noch sind die Luster verhängt, die Tische aber schon gedeckt. Die Herrschaften werden bald eintreffen. Einstweilen können wir, das Fußvolk, durch die Räume schweifen. Was in Schloss Hof geboten wird, ist mehr als eine Besichtigung. Es ist eine Inszenierung. Barocke Lebenslust kehrt in die Räume zurück, die über 100 Jahre leer standen, beginnt zu blühen, wo sich Gestrüpp und Wildnis auf den Gartenterrassen einnisteten.

Direktor Kurt Farasin von der Marchfeld Schlösser Betriebsgesellschaft führt durch die Appartements. Die Rückkehr des Mobiliars wird präsentiert, als ob es Vorbereitungen für ein Fest wären. Schloss Hof wurde von Prinz Eugen als tusculum rurale angekauft und durch die größten Barockmeister in Architektur, Malerei, Plastik und Gartenkunst ausgebaut und erweitert. Schloss Hof sowie das nahe Schloss Niederweiden liegen an den Marchauen, wo die vom berühmten Feldherren gesuchte „Jagdbarkeit" den Vorstellungen eines barocken Fürsten entsprach. Der Savoyer war 62 Jahre alt, als er Schloss Hof erwarb. Zehn Jahre später starb er. Sechs Jahre dauerten die Arbeiten im und um das Schloss, der Ankauf von Mobiliar, das Abstimmen der wertvollen Stoffe. Die kunstvoll bestickten Textilien stammen vor allem aus China und Indien, wobei der blaue, „indianische" Damast zu erwähnen ist. Das Mobiliar, das in den Räumlichkeiten stand, kommt uns aus heutiger Sicht spärlich vor. Doch wirkliche Privaträume hatte eine „öffentliche Person" nicht – und so mussten die Prunkzimmer rasch für größere Empfänge und Gesellschaften adaptiert werden können.

Für die „kosmische Fülle", die die Gartenanlagen zu präsentieren hatten, zog Prinz Eugen das bewährte Team – Architekt Johann Lucas von Hildebrandt, den Wasserkünstler Dominique Girard und Garteninspektor Anton Zinner heran. Die Gartenkunst soll drei Naturen in sich aufnehmen – die Kunstnatur; die Naturlandschaft der agrarisch kultivierten Flächen und die Natur an sich – die Wildnis. Letztere Natur bildeten die Marchauen im Hintergrund. Die agrarisch genutzte Natur wurde durch die Meierhofachse von Schloss Hof besonders hervorgehoben. Dem Element Wasser wurde ein wichtiger Platz eingeräumt, wie der kürzlich restaurierte Neptunbrunnen, der dem Ehrenhof vorgesetzt ist, verdeutlicht. „Die Gartenterrassen sind architektonisch so raffiniert angelegt, dass sie, von oben aus gesehen, immer nur als eine Ebene zu sehen sind", erklärt Direktor Farasin. Die eindruckvollsten Darstellungen der barocken Anlage zeigen die drei Gemälde Bernardo Bellottos, genannt Canaletto, von 1760. Unlängst wurden originale Gartenpläne von Schloss Hof gefunden, die die Rekonstruktionsarbeiten weiter vorantreiben bzw. bestätigen.

30.000 Sommerblumen blühen im Garten, 34.000 Buchsbäumchen – das sind 80 Prozent der europäischen Jahresproduktion – wurden eingepflanzt, was eine Heckenlänge von 3,4 km ergibt, die auch gepflegt werden will. Der kanadische Gartenhistoriker Mark Laird hat Gemälde und Archive studiert, um jene Pflanzen zu bestimmen, die zu Zeiten von Prinz Eugen und danach von Regentin Maria Theresia in Schloss Hof blühten. Auch die Meierei lebt wieder: In der Expositur des Tiergartens Schönbrunn werden vom Aussterben bedrohte Haustierrassen, wie der Weiße Esel gezüchtet. In den Nutzgärten wachsen Kräuter, liebevoll nach dem Mittagstisch angeordnet. Da gibt es ein Schweinsbraten-Beet ebenso wie eines für die italienische Küche. Handwerker werden demnächst in die Gebäude einziehen und in der Gärtnerei können Besucher Pflanzen und Sämereien erwerben.

In Schloss Hof wurde auf allen Ebenen gleichzeitig restauriert. Die Gebäude, die Gärten und die Inneneinrichtung. Die verbliebene Inneneinrichtung wurde Ende des 19. Jahrhunderts, ins Hofmobiliendepot abtransportiert. Damit wurden andere kaiserliche Schlösser ausgestattet, in republikanischer Zeit Repräsentationsräume und Botschaften. Für die Revitalisierung von Schloss Hof wurden mehr als 150 Ausstattungsstücke zurückerworben. Dafür war die Pedanterie der k.u.k. Bürokraten hilfreich, die beim Abtransport der Möbel ins Depot genaue Inventarlisten führten.

Die Herrschaften werden bald eintreffen. Sie werden sich an einem Fest erfreuen, in dem hunderte bunte Glasprismen im Licht der Kerzen in allen Farben des Regenbogens schillern. Hinter den Hecken wartet ein Chor von 200 Bauern, Bäuerinnen und Kindern, die die Schlussszene der Oper mitgestalten und „in welcher Sprache so klar und deutlich" zu singen wissen. Im Herbst 1754 wurde auf Schloss Hof nach langer Vorbereitung für Maria Theresia und Gemahl Franz Stefan von Lothringen das letzte Barockfest Österreichs gefeiert.

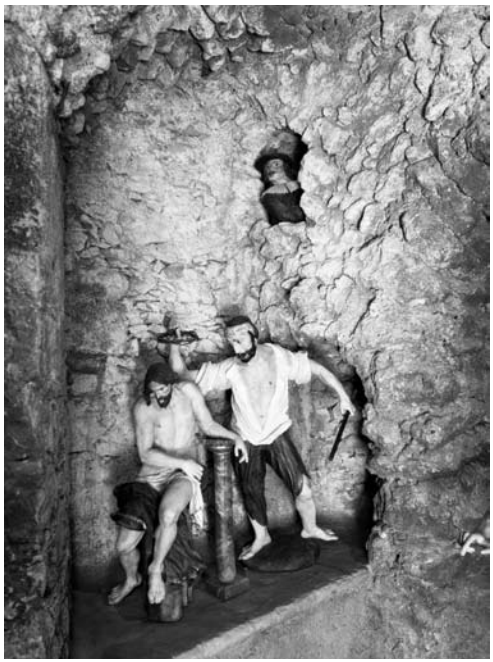
Dieser Tradition fühlt sich das neue Schloss Hof verpflichtet.

Kalvarienberg Maria Lanzendorf – Auf Knien den Berg hinauf

Sie ist die Seele des Kalvarienberges. Isabella Reinbacher kennt jeden Stein, jedes Labyrinth, das den Berg auf geheimnisvolle Weise durchschlingt. Dass die Pilgerstätte renoviert wurde, ist auch 8000 Kochbüchern zu verdanken, die von Maria Lanzendorferinnen zusammengestellt, verlegt und verkauft wurden. Der Reinerlös kam dem Kalvarienberg zugute.

Weil sich die wenigsten Pilger eine Reise in das Heilige Land leisten konnten und die Gefahren dieser nicht auf sich nehmen wollten, entstanden in der Zeit des Barock Kalvarienberge in Europa. Die Leidensstätte wurde so zu den Pilgern gebracht. Der Kalvarienberg von Maria Lanzendorf war von Anfang an mit dem Bau des Franziskanerklosters und der barocken Kirche mitgeplant. Die Klosterchronik berichtet zum Jahre 1699:

„Weil P. Franziskus Caccia, damals Provinzial unserer Provinz, zugleich auch das Amt und die Obliegenheiten eines Generalkommissärs des Heiligen Landes im Römischen Reich und in den Erbprovinzen versah, beabsichtigte er auf göttliche Eingebung, einen Kalvarienberg und das Grab Christi, unseres Herrn, nach dem Maße des Kalvarienberges und des Grabes in Jerusalem im Heiligen Lande, wie es heute noch steht, zur Ehre der schmerzhaften Mutter und des bitteren Leidens ihres eingeborenen Sohnes Jesu Christi zu erbauen. Gott war diesem sehnlichen Verlangen gnädig. Er würdigte sich, dem geplanten Werke Patrone und Wohltäter zuzuführen, welche für dieses Werk ganz großzügig Almosen zur Verfügung stellten."



Den künstlichen Berg baute der Franziskaner Laienbruder Felix Niering nach einer Studienreise nach Jerusalem. Er war seines Zeichens Bogner und somit kundig im Bau von Gewölben. Die Steine und Felsen kamen vom Laaer Berg. Isabella Reinbacher: „Niering hat mit Intuition gebaut. Denn Studenten haben den Berg vermessen und sind zu dem Schluss gekommen, dass man so was nicht planen kann. Das muss man im Kopf haben." Der Berg, auf dem die vierzehn Stationen des Kreuzwegs nicht der Reihenfolge nach angeordnet sind, sondern kreuz und quer gehen, ist innen hohl. Labyrinthe und Höhlen durchziehen ihn. Am Gipfel steht die Kreuzigungsgruppe. Unter den Füßen Christi ist ein Stein aus Jerusalem angebracht, der durch die vielen Berührungen der Pilger glatt und glänzend geworden ist. 1701 war der Kalvarienberg fertig gestellt. An die 50 Holzfiguren aus der Franziskaner-Werkstatt stellen die Leidensgeschichte Christi dar. „Wir nehmen an, dass die Figuren bereits vorhanden waren, denn insgesamt haben wir sieben verschiedene Christus-Typen", erklärt Frau Reinbacher bei einer Führung. 1709 kam die „Heilige Stiege" dazu, die von Pilgern auf Knien begangen wird. Es setzte bald eine große Pilgerschar ein. Am 17. August 1709 kam die Kaiserin-Witwe Eleonora mit den Erzherzoginnen aus Andacht zur Gnadenstätte. Kaum hatte sie von der Sache Kenntnis erhalten, bestieg sie frommen Herzens kniend als Erste die Heilige Stiege, die Erzherzoginnen folgten ihrem Beispiel. Fürst Esterhazy kam und engagierte Felix Niering, um einen Kalvarienberg in Eisenstadt zu errichten. „Dieser ist viel größer als unserer, er hatte auch mehr Geld", ergänzt Frau Reinbacher.

Die Chronik berichtet immer wieder von Verwüstungen. Im Jahre 1739 diente der Kalvarienberg in unruhigen Zeiten allerlei zwielichtigen Gestalten als Unterschlupf. 1743 wurde ein Dieb im Schlaf überrascht und von der Wache abgeführt. Weil dadurch das kirchliche Asylrecht verletzt worden war, musste der Dieb dem Kloster übergeben werden, wo er im Garten beschäftigt war, bis er sich aus dem Staub machte. In der Aufklärungszeit ging der Sinn für solche Pilgerstätten verloren.

Die lebensgroßen Holzfiguren wurden in einer Restauratorenwerkstatt geputzt und ausgebessert. „Die Figuren passen nur in die Höhle oder Nische, die Felix Niering für sie extra gemacht hat. Wir hatten versucht, den Kreuzweg chronologisch anzulegen. Das ging nicht." Besonders beeindruckend ist die Grotte der Geißelung. Das liebende Gesicht Jesu auf der einen Seite, die Soldaten, die im Begriffe sind, die Peitsche zu knallen auf der anderen, sowie ein Fenstergucker, der aus der Höhle rausschaut und das spottende Volk symbolisiert. Im Inneren des Berges ist das Haus des Pilatus dargestellt sowie die leere Grabkammer.

„Ich kenne jeden Winkel, jede Ecke hier", sagt Isabella Reinbacher, „denn ich habe mich in diesen Berg verliebt."

Stadttheater Berndorf – Krupp & Kaiser

„Meine Intention war es und ist es auch noch heute, Berndorf so zu heben und dadurch so lukrativ zu machen, dass ich einmal mit Befriedigung an meine Thätigkeit zurückdenken kann“, schrieb Arthur Krupp an seinen Cousin im Jahre 1894. Dazu gehörte auch das Stadttheater, das 1899 eröffnet wurde. Arthur Krupp (1856-1938) übernahm die von seinem Vater gegründete Berndorfer Metallwarenfabrik. Mithilfe neuer Techniken wurde Besteck hergestellt und dieses für große Teile der Bevölkerung erstmals erschwinglich. Aber auch in Hotels, auf Luxusdampfern und bei Hof wurde das Berndorfer Besteck geschätzt und die Metallwarenfabrik zum k. u. k. Hoflieferanten. Kaiserin Elisabeth ließ sich für ihr Achilleion auf Korfu ein Besteck mit Kaiserkrone und Delfin anfertigen.

Berndorf wuchs innerhalb von 60 Jahren von einem Dorf (1843, 300 Einwohner) zu einer Stadt (1910, 13.000 Einwohner). Nach einem Gesamtkonzept des Architekten Ludwig Baumann sollte eine Idealstadt entstehen, die alles hat, was eine Stadt braucht. Nur eben stilvoller. Schulen, Kirchen, Arbeiterhäuser, Konsumanstalt, Bäder, Gärten und ein eigenes Theater. 1897–98 ließ Krupp anlässlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums von Kaiser Franz Joseph I. das Arbeitertheater errichten. Die bewährten Theaterarchitekten Helmer und Fellner wurden beauftragt und das Berndorfer Theater erinnert in der Erscheinungsform an das Wiener Volkstheater – nur eben kleiner. Das Weinrot der Stofftapeten, das Weiß des Stucks und der goldene Zierrat verbinden sich zu einem unbeschwerten Rokokotheater. Das Theater fasst 500 Zuschauer und in der Galerie schmücken Portraits von Volksschauspielern die Wand: Marie Geistinger und Charlotte Wolter, die Wessely und die Gallmeier, Alexander Giradi, Nestroy und Raimund.

Das Haus steht verkehrt. Hauptfront und Eingang liegen nicht an der Straße, sondern im Park zwischen großen Platanen und zwei Kandelabern, die von komödiantischen Zwergen geschmückt sind. Denn Arthur Krupp wollte von seinem (nicht mehr existenten) Herrenhaus am Brand auf das Theater sehen und andererseits die Hauptstraße verlegen lassen. Doch der Bauer, dem das Grundstück gehörte, legte sich quer und bot dem in Berndorf beinahe allmächtigen Industriellen die Stirn. Die Eröffnung des Theaters wurde – bedingt durch die Ermordung Kaiserin Elisabeths – um ein Jahr auf 1899 verschoben. Dem Kaiser wurde nicht nur eine Loge eingerichtet, sondern ein separater Stiegenaufgang und zwei Toiletten gebaut. Ein Gemälde im Foyer zeigt den denkwürdigen Augenblick. „Der Finanzier Arthur Krupp durfte allerdings nicht im Parkett sitzen, das war den adeligen Herren vorbehalten“, erklärt der Berndorfer Bauamtsleiter Ing. Johann Mauser. Nach drei Jahren Spielzeit vernichtete ein Brand große Teile der Inneneinrichtung und Fabrikant Krupp kam zur Gänze für die Wiederherstellung auf. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Haus eine Zeit lang als Kino umfunktioniert und die Stadtgemeinde übernahm das ehemalige Krupp'sche Arbeitertheater. Um die Kasse zu füllen, wurden im Theater viele Werbefilme gedreht, da Wiener Theatern keine Dreherlaubnis gestattet ist. „Es hat mehr Schaden angerichtet, als es letzten Endes Geld gebracht hat“, so Bauamtsleiter Mauser.

Nach der Außenrenovierung ist nun auch der Innenbereich abgeschlossen. „Die Bestuhlung der Galerie ist noch original, ebenso die Lüftung des Hauses, die ausgeklügelt fast ohne Technik auskommt“, erklärt Bürgermeister Hermann Kozlik. Die Bühnentechnik wurde erneuert und die Bretter, die die Welt bedeuten, sind in Berndorf recht abschüssig. Der Bürgermeister: „Christoph Fälbl hat hier das erste Mal gespielt und musste als Besoffner mit dem Rad auf der Bühne erscheinen. Weil das Rad keine Bremsen hatte, ist er in das Parkett gestürzt und hatte damit seine ersten Lacherfolge.“

Seit nunmehr bald 20 Jahren haben sich im Stadttheater die „Berndorfer Festspiele“ und Felix Dvorak etabliert. Aber auch Vereine, Laiengruppen und Schulen spielen im Haus Theater. Ganz im Sinne von Arthur Krupp.

Schloss Salaberg – Barocke Badelust

Wären Schlossmauern nicht so dick, das durchdringende Schreien der Pfaue wäre überall zu hören. So aber ist in den weitläufigen Fluchten des Hauses nur ihr schönes Gefieder allgegenwärtig, welches die Kinder gerne verkaufen, um ihr Taschengeld aufzubessern. Die Pfauenpopulation im Schlosspark Salaberg hat sich aus dem daneben gelegenen Tierpark Haag entwickelt. Auch jede Menge Hasen hoppeln zutraulich durch die barocke Gartenanlage und verstecken sich hinter mythologischen Figuren.

Salaberg ist ein Schloss mit drei Höfen, wobei die künstlerisch bemerkenswerte Bautätigkeit unter Franz Ferdinand Graf von Salburg im späten 17. Jahrhundert getätigt wurde.

Den Venezianischen Saal ließ Graf Salburg bauen und er ist durch seine dortigen Dienste geprägt. Dieser Festsaal ist mit dem Löwen von San Marco geschmückt, die großen Portraits zeigen Dogen, sowie die zehn besten Freunde des Grafen. Vom Saal aus betritt man den Garten. Die Pfaue schreien und im Schatten des Lindenplatzes liegt das barocke „Sommerhaus". Hinter der giebelgekrönten bunten Stuckfassade wölbt sich eine Muschelgrotte, die mit Glassplittern, Tuff- und Kieselsteinen ausgestaltet ist. Das anschließende Badehaus diente nicht so sehr der Körperreinigung, vielmehr war es ein luxuriöses Lusthaus. Wellness für alle Sinne, würden wir heute sagen. Die Aufenthaltsräume neben dem Badebecken sind mit Malereien aus dem 19. Jahrhundert geschmückt. Das eine Zimmer ist im Stile Delfter Kacheln ausgemalt, das andere zeigt chinesische Motive. In das Marmorbecken wurde Warmwasser gelassen, welches im angebauten Heizturm erwärmt wurde. Im Wasser saßen die Herrschaften – nicht nach Geschlechtern getrennt wie in späteren Jahrhunderten – auf Bänken und ließen sich's wohl gehen. Die Wandmalerei im Baderaum stellt eine antike Thermenarchitektur dar. Zwischen den illusionistischen Säulen lugt ein fremder Betrachter vor. „Das lass ich mir nicht entgehen, was hier vorgeht", wird er sich wohl gedacht haben und hat dabei vor lauter Schauen auch prompt seine Malutensilien vergessen … Wiewohl das Schloss in Privatbesitz ist, ist das „Sommerhaus" vom Tierpark Haag aus zu besichtigen.

Schloss Salaberg war ein intaktes und komplett eingerichtetes Schloss, das 1940 unter Denkmalschutz gestellt wurde. Die russischen Soldaten und nachfolgende Einquartierungen haben das Haus arg in Mitleidenschaft gezogen. „Um sich zu sonnen, haben die Besatzer über diesem Zimmer ohne weitere Vorkehrungen die Dachziegel entfernt", erzählt Hausherr DI Christian von Mylius im darunter liegenden, nun wieder hergestellten „Mohrenzimmer". Das Zimmer bekam seinen Namen, weil ein Schwarzer auf der Szenerie eines der Gemälde hervorlugt. „Früher war es ein Gästezimmer und es sollen hier auf geheimnisvolle Weise immer Kerzen aus- und angegangen sein." Wahrscheinlich maß man Hausgeistern und auch ihm besondere Kräfte zu.

„Als die Großeltern nach dem Krieg 1955 wieder einzogen, lebten sie in zwei Zimmern – im Salon und dem nachfolgenden Raum", so der Schlossherr. Der Rest war unbewohnbar, die Fensterhöhlen waren zugenagelt, es fehlte an Mobiliar, die zahlreichen Gemälde waren beschädigt und zerstört. Die junge Familie Mylius zog 1993 in das Schloss und arbeitete sich langsam vor. „Wir haben zu renovieren begonnen und natürlich nicht gewusst, was auf einen zukommt." Nachsatz: „Das war sicherlich besser so." Christian von Mylius hat sich über das Instandsetzen eine Theorie zurechtgelegt. „Es ist wahrscheinlich teurer das ganze Haus durchzurenovieren und es dann zu erhalten, als jedes Jahr – je nach Dringlichkeit – einen Teil anzugehen." Peu à peu wurden Dächer und Fundamente instandgesetzt, die 97 Gemälde im Festsaal restauriert, sowie die barocke Schlosskapelle komplett wiederhergestellt. Ein nettes Detail in der Kapelle ist das Guckloch in der Wand, das dem Mesner erlaubte, genau auf den Altar zu blicken, um rechtzeitig zur Wandlung die Glocke zu läuten.

Für die Zukunft wird die Restaurierung der großen Galerie angestrebt. Noch steht unter der bemalten Holzdecke ein Billardtisch. Auch wartet die Freilegung und Restaurierung der Fassadenmalerei im Inneren Hof. Christian von Mylius: „Wenn wir die Fassaden weiß putzen würden, wird niemand mehr auf die Idee kommen, die ursprüngliche architektonisch gegliederte, geritzte und bemalte Fassade der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts freizulegen."

Herrenhaus Gutenstein – Gründerzeit am Wiesengrund

Die Felsen rücken dicht zusammen, die Straße schlüpft darunter hindurch und daneben ist immer noch Platz für klares Gebirgswasser. Am Rande von Gutenstein erwarb der Kohlengrubenbesitzer und Großhändler David Berl (1838–1903) ein Tal und die Wälder ringsum. Er schuf sich einen eigenen Kosmos. Autark und abgeschieden. Das Ensemble ist eines der wenigen vollständig erhaltenen Landsitze der späten Gründerzeit: Herrenhaus und Gästehaus, Portiershaus, Forsthaus, Meierei, das Mausoleum am Talschluss und eine Orangerie; dort wurden die eigenen Zitrusfrüchte gezogen. Der Altösterreicher David Berl war mit bekannten Architekten seiner Zeit in Verbindung. Seine Wiener Wohnung ließ er vom Secessionisten Joseph Maria Olbrich einrichten, das Landhaus wurde von Julius Deininger im Jahre 1887 erbaut. Als typischer späthistoristischer Architekt verfügte Deininger über die gesamte Stilpalette der Vergangenheit. Julius Deiningers traditionelle Ausbildung fand in der bevorzugten Wahl von Formen der Früh- oder Hochrenaissance sowie der deutschen Renaissance ihren Niederschlag. Seinen Villenbauten verlieh er durch schlichte Renaissanceformen repräsentative Qualität. Zugleich gewährleistete er aber auch durch Holzbalkone, Erker und reiche, mit Türmchen aufgelockerte Dachlandschaften das damals gefragte malerische Erscheinungsbild. Der Herrensitz sollte im Einklang mit der umgebenden „malerischen Hochgebirgslandschaft" stehen. Hier vereinen sich Stilelemente der deutschen Renaissance mit Anklängen des „Heimatstils".

Als Karl Matysik und Helmut Moldaschl vor über 20 Jahren das Herrenhaus erwarben, war das Haus „ein Selbstbedienungsladen. Jeder ist hier herein gegangen, hat einen Kachelofen genommen – und ist marschiert", erinnert sich Helmut Moldaschl. Karl Matysik: „Es hat permanent hereingeregnet. Den Bundesforsten als Besitzer lag nicht viel daran, sich um ein Haus mitten im Jagdgebiet zu kümmern." Helmut Moldaschl: „Wir haben uns mit dem Enthusiasmus des jüngeren Menschen herangemacht, es waren keine Fußböden drinnen und die Türfüllungen waren eingetreten." Und dennoch: Die Substanz zeigte Qualität. Die Wandvertäfelungen und Kassettendecken waren trotz Regenwasser und Vandalenakten zum großen Teil erhalten. Dafür verantwortlich war die Kunsttischlerei des k. u. k. Hoflieferanten Bernhard Ludwig, der unter anderem auch das Parlament ausstattete. Der Kunsttischler Ludwig entwarf mit der Pyrotypie ein Verfahren zur Herstellung von Reliefornamenten aus Holz mittels hohen Druckes und Hitze. Ein Verfahren, das – so wie im Herrenhaus zu sehen ist – länger haltbar ist als Handarbeit, da das Holz verdichtet wird.

Das Holz im Inneren des Hauses, die schweren Vorhänge und die Butzenscheiben lassen die Außenwelt draußen. Hier ist Lärm und Stress weit weg und er beginnt irgendwo hinter dem Tal. „Das Haus ist ein wehrhafter Organismus", schwärmt Karl Fuss.

Nach liebevoller Restaurierung dieses Gesamtkunstwerkes haben die Herren Matysik und Moldaschl das Haus samt Mobiliar und „ohne Zahnbürstel" an den jetzigen Eigentümer Karl Fuss verkauft. Er will sich nun des Palmenhauses annehmen. Es stammt aus der „k. k. Eisenconstructions-Werkstätte, Schlosserei und Brückenbau-Anstalt Ing. Gridl". Diese baute unter anderem das Palmenhaus von Schloss Schönbrunn und die Kolonnaden in Marienbad/Mariánské Lázně, Tschechien. Aus dem Palmenhaus soll ein Vier-Jahreszeiten-Badehaus werden – mit Haman, Frühstückspavillon und anderen Einrichtungen zum Wohlfühlen. Dort, wo die Kegelbahn von David Berl stand, schwebt Herrn Fuss ein Stück moderner Architektur vor.

Kaffee und Süßes aus dem Hause Demel – ganz wie zu früheren Zeiten – werden aufgetragen. Karl Fuss erklärt seine Beziehung zum Herrenhaus: „Das Haus hat gesagt: ‚Nimm' mich!' Ich habe das Gefühl, als wäre ich seit immer hier. Keine Sekunde habe ich einen Fremdcharakter gespürt. Es ist wie die Rückkehr in meine Kindheit."

Gotische Lichtsäule Hof am Leithaberge – Ins Jenseits leuchten

Unter dem Schutz eines Lindenbaumes steht hinter der Pfarrkirche die gotische Lichtsäule. Sie steht am ehemaligen Friedhof, der in früheren Zeiten um die Kirche angelegt worden war und gibt wie jede Lichtsäule ein Licht, das den Toten tröstlich leuchtet.

Der k. k. Baurat und Konservator Anton Weber beschreibt die Lichtsäule detailliert: „In Hof fand ich noch bei der Pfarrkirche ein sehr schönes goth. Bildstöckl von ziemlich bedeutenden Dimensionen, ca. 150 cm im Quadrat und 8-9 m Höhe, es hatte gute Proportionen, späthgotische Formen, und ist in seinen architekt. Teilen gut erhalten. Eine Aufnahme in Maß und Bild wäre zu empfehlen; der figurale Teil fehlt vollkommen, wenn er überhaupt je zur Ausführung kam."

Der Totenkult ist ein grundlegendes Element von Religion und Kultur. Die ersten Kirchen und Altäre wurden über dem Grab von Heiligen gebaut. In diesem Kontext sind die Gräber im Kirchhof rund um das Gotteshaus zu verstehen. Die frühen Friedhöfe waren mit einer bunten Mischung von Obstbäumen bepflanzt, in einer Art Paradiessinnbild. Besonders beliebt waren dabei Apfel- und Nussbäume, die auch als Ewigkeitssymbol galten. Ein markantes steinernes Element von Friedhöfen ist die Totenleuchte oder Lichtsäule. Das Licht, das ins Jenseits scheint, wurde von der christlichen Religion von vorchristlichen Totenkulten übernommen. Es diente zum Vertreiben von Dämonen und bösen Geistern. Die Totenleuchte hatte ständig zu brennen wie das ewige Licht und drückte das Gedächtnis an die Verstorbenen aus, so wie das Licht Symbol war für die ständigen Fürbitten. Die Totenleuchte war in der Regel ein steinerner Freipfeiler von über 1,5 m Höhe, der in seinem Gehäuse eine Öllampe aufnahm.

Die ältesten Lichtsäulen sind in Frankreich angesiedelt; sie verbreiteten sich über den süddeutschen und österreichischen Raum. Wobei Österreich ein an Totenleuchten besonders reiches Land ist. Die Zahl der in Österreich erhaltenen Bildstöcke und Lichtsäulen wurde im letzten Jahrhundert mit 4000 beziffert, die meisten stehen in Niederösterreich und im Burgenland.

Die gotische Lichtsäule von Hof am Leithaberge ist mit der Jahreszahl 1417 versehen. Die großen Totenleuchten – so wie jene von Hof – waren so hoch, dass es nicht möglich war, das Lichthäuschen zu erreichen. Im Standardwerk über „Totenleuchten und Bildstöcke in Österreich" (Franz Hula) ist das System beschrieben, wie es auch in Hof angewendet wurde: „Die Lampe wurde daher durch eine zylindrische Öffnung, die senkrecht durch den Schaft lief, mittels einer über ein Rädchen laufenden Schnur hochgezogen. Im unteren Teil des Schaftes befand sich eine Öffnung, durch die man das Licht in die Höhlung einschieben konnte." Der Steinpfeiler ist auf allen vier Seiten von Dreiviertelsäulen umgeben. Unter dem aufgesetzten Tabernakelteil wurden an den vier Ecken Konsolen angebracht, die für kleine Statuen oder weitere Lichter bestimmt waren. Der Tabernakel erhöht die große Erscheinung der Lichtsäule. An jeder Seite öffnen sich Fenster und darüber liegt jeweils ein Dreiecksgiebel mit Maßwerkverzierung. Betont wird das Lichthaus oder Tabernakel durch einen turmartigen Aufbau mit Krabbenverzierung und einem Kreuz an der Spitze.

Die Säule ist aus grauem Kalkstein gehauen. Das Leithagebirge ist schon seit römischen Zeiten berühmt für seinen Stein. Der Leithakalk wurde aus 16 Millionen Jahre alten Meeresablagerungen gebildet. In Mannersdorf, Sommerein und Kaisersteinbruch wird seit dem 14. Jahrhundert Kalkstein gebrochen. Der Reichtum an Stein und Steinmetzen hinterlässt seine Spuren, die sich in Dutzenden Bildstöcken manifestieren. Insgesamt liegen im Leithagebirge 113 Steinbrüche. Nach einer Schätzung wurden insgesamt 20 Millionen Kubikmeter abgebaut. So wurden für den Bau der Wiener Ringstraße eigens zahlreiche Steinbrüche eröffnet.

Ruine Dobra – Der Baum am Bergfried

„Hoch oben am Turm und doch mitten im Wald“, scherzt Bürgermeister Ing. Johann Müllner. Auf dem Bergfried der Ruine Dobra steht ein halbwüchsiger Kiefern- und Fichtenbestand. Dazu gibt's auch eine Sage, in der der Teufel einen Schatz hüten soll. Dieser aber kann nur von einem Menschen gehoben werden, dessen Wiege aus dem Stamm einer Föhre, die oben am Bergfried wuchs, stammt …

Der Bürgermeister und Obmann des Vereins „Pölla aktiv“ hegt aber offensichtlich keine Ambitionen, an den Schatz zu kommen, vielmehr will er das Turmwäldchen abholzen, damit es nicht allzu mächtig wird. Allerdings denkt er darüber nach, wieder Bäumchen zu setzen, damit die Sage nicht ihre Wurzeln verliert und der Bergfried nicht sein romantisches Wäldchen.

Rund um die Ruine Dobra breitet sich der stillste aller drei Kamptalstauseen aus, das Grün der Wälder steht gegen das geheimnisvolle Grün des Wassers. In den Fluten des Stausees versunken sind die Dobramühle und eine Produktionsstätte für Schultafeln, als die Kinder ihre ersten Buchstaben noch auf Tafeln kritzelten.

Die Burg Dobra ist im 12. Jahrhundert der Sitz des Ministerialiengeschlechts der Herren von Dobra. Nachfolgend wird die Burg von den Kuenringern belehnt und ist im Besitze bedeutender Familien wie die der Liechtensteins und Kuefsteins. Die Burg reiht sich in die Festungskette entlang des Kamps ein. Ab 1725 ist die Anlage nicht mehr bewohnt, da ihr letzter Bewohner Freiherr von Ehrmanns, den Meierhof von Wetzlas zum Schloss ausbaut und in ein komfortableres, moderneres Haus umzieht. Damit beginnt der Verfall von Dobra. Steine der Burg werden für die Erweiterung der Dorfkirche von Franzen abtransportiert.

1996 hat „Pölla Aktiv – Verein zur Erhaltung der Ruine Dobra“ die Ruine gepachtet und sich die Sicherung und Erhaltung der Ruine zum Ziel gesetzt. Buschwerk roden, Mauern sichern, Schutt schaufeln, Steine schlichten, um damit Baumaterial zu gewinnen – das waren und sind bis heute die vordringlichsten Aufgaben der Freiwilligen. 700 - 800 Stunden pro Jahr wenden die Vereinsmitglieder für ihre Burg auf.

Die Sicherung des südlichen Bergfrieds und der Einbau einer Metalltreppe waren die ersten großen Projekte der Freunde Dobras. Mauern wurden mit Schließen gefestigt, die Kronen abgemauert. Hier ist der Trend der Zeit zu sehen: die zuerst renovierten Mauern haben einen geraden Abschluss, heute sehen renovierte Mauern „abgerissen“ aus, passen sich organisch an den Ruinencharakter an. Die nächsten Arbeiten an den Mauerkronen werden in Dobra in einer neuen Technik gemacht: Nur noch die äußeren Kanten sollen abgemauert werden, auf den inneren Flächen kann die Natur zurückkehren. Gras, Kräuter und Moos absorbieren das Regenwasser und verhindern, dass es im Sturzbach an den Mauern herabfließt und mit der Zeit den Mörtel ausschwemmt.

An den äußeren Mauern des Wohntraktes sind die Reste von kräftigem Rot zu sehen. „Es muss schon sehr prächtig gewesen sein“, räsoniert der Bürgermeister bei einem Rundgang und die Malereien beweisen, dass das Mittelalter nur uns als dunkel und finster übermittelt wird. Die Gratwanderung des Bürgermeisters und Vereinsobmanns Johann Müllner auf den Mauern symbolisiert auch die Gratwanderung, die eine Gemeinde mit einem solchen Objekt auf sich nimmt. Alljährlich wird die Ruine von einem Bausachverständigen kontrolliert und geprüft, neu renovierte Teilstücke können danach für die Besucher freigegeben werden. „Aber eine 100 % Sicherheit für Ruinen gibt es nicht“, so Johann Müllner, „es ist immer ein Kompromiss zwischen Machbarkeit, Sicherheit und denkmalpflegerischen Auflagen.“

Für den zweiten Bergfried haben die Vereinsmitglieder ein Gerüst gezimmert und werden im Sommer an der weiteren Instandsetzung arbeiten. Installationen werden verlegt, um die Ruine als Veranstaltungsplatz zu nutzen. In zwei bis drei Jahren sollen die Arbeiten – vorerst – einmal abgeschlossen sein. Die Arbeit an der Burg schweißt die Helfer zusammen. Jeder hat seinen Anteil an dem alten Gemäuer und seine eigene Geschichte dazu.

Schloss Prinzendorf – Jubelrausch

Der Name des Weinviertler Bauerndorfs ist in den Kunstzirkeln von Madrid, New York und Tokio geläufig. Prinzendorf steht für österreichischen Aktionismus, für das Orgien-Mysterien-Theater (o.m.), für Prof. Hermann Nitsch.

das drama wird zum fest. die von den asketischen religionen verleugnete körperliche fleischliche schöpfung wird nicht als schuldfaktor abgetan, als leidreiches schauspiel begriffen, sondern wird zum fest. unser hiersein, der umstand unseres hierseins, das sein des weltalls wird gefeiert. eine heitere schule des empfindens und der erlebnisfähigkeit entsteht. ein fest der sinne wird gefeiert. im klang und musik umdrungenden sinnlichen gepränge der lebensliturgie tönen die gestirne, das weltall. das dasein wird zum daseinsfest verklärt. essen und trinken, die weinberauschung, sind inniger bestandteil des spieles. geschmacks- und geruchsempfindungen werden zu motiven zerlegt und zusammengestellt. synästhetische bezüge werden ausgekostet. die bahnen der gestirne werden beobachtet. leben steigert sich im prunk und in der fülle der jahreszeiten zum jubelrausch.

Schloss Prinzendorf ist eine großzügige Anlage, die sich in die wellige Landschaft einfügt. Der dreigeschossige Bau mit zwei in den Hof ragenden Seitentrakten ist monumental. Er wurde 1730 von Franz Anton Pilgram – ein Schüler des Barockarchitekten Johann Lucas von Hildebrandt – erbaut. Im Hof schnattern die Gänse, in den Stallungen sind Artefakte der Aktionen ausgestellt, die blutgetränkten Leintücher, die Sautröge, die Prozessionsstangen. An diesen Hof schließen die Wirtschaftsgebäude an, deren klare, archaische Architektur im Hintaus sich an die bäuerliche Architektur des Dorfes angleicht und mit der sinnlichen Landschaft des Weinviertels verschmilzt.

ein geäder von kellergassen, strassen der lust, der daseinsüberhöhung, durchziehen das weinviertel. die weiss gekalkten, einfach gebauten presshäuser entlang der kellergasse bilden dörfer der ekstase, der tiefen seinstrunkenheit. das ernste grün der die hügel bedeckenden weingärten. wege durch getreidefelder und weingärten führen zum schloss. aus den weinkellern riechen die gärende maische und verschütteter wein. weinfässer werden ausgewaschen. das von den spülungen mit wein vermischte wasser wird auf den asphalt der strasse geschüttet und verdunstet. ein geruch entsteht, der in den rausch zieht. in den wein- und obstgärten sind tische und bänke, die spielteilnehmer sitzen bei den tischen, essen in der milden herbst- und frühjahrssonne oder erwarten, vom wein begeistert, die dämmerung der juli- und augustabende und singen heurigenlieder in der warmen mond- oder sternenhellen sommernacht.

Das Schloss wurde von Rita und Hermann Nitsch im Jahre 1971 gekauft. Die vorhergehende, mittelalterliche Anlage stand vermutlich an anderer Stelle. Das Schloss wurde urkundlich 1631 vom Camaldulenser-Orden übernommen und während der Schwedenkriege schwer beschädigt. So kam es zu einem Neubau im Barock und bis zum Ankauf durch das Ehepaar Nitsch war es im Besitz des Augustiner Chorherrenstiftes Klosterneuburg. Rita Nitsch ist die treibende Kraft in der Instandsetzung des Schlosses. Mit der Neudeckung der Dächer ist ein wesentlicher Abschnitt abgeschlossen. „Wir verlassen uns auf unser ästhetisches Gefühl", sagt Prof. Nitsch in einem Interview, „um das Schloss in jenen Zustand zu verwandeln, in dem es einmal war." Zu Pfingsten 1973 wurde erstmals das o.m.theater im Schloss abgehalten.

die anlage des schlosses prinzendorf ist als idealer austragungsort des o.m. theaters vorgegeben. überall ereignen sich die erlebnisrituale des aktionstheaters. im schlossgebäude, in den stallungen, in der unterkellerung, in unterirdischen gängen, im schlosshof, im obstgarten, im von einer mauer umfriedeten grossen schlosspark und ausserhalb in der umgebung. nach der katastrophe des dramas, der nacht, des exzesses des todes, dem grundexzesserlebnis wird der spielteilnehmer ins helle bewusstsein des daseins entlassen. das ich verblasst im kosmischen licht des selbst. das selbst als mittelpunkt des alls, des kosmos sollte im herzen des spielteilnehmers strahlend aufgehen. nun ist das spiel zum ausschiesslichen fest geworden. die spielteilnehmer sind auferstanden, sind in die transzendenz und hiesigkeit des daseins voll erwacht. jubel und ausgelassenheit sind überall. das festspielhaus und der ort prinzendorf liegen inmitten von feldern, waldstreifen und weingärten. zwei kellergassen gehören zum dorf.

(kursive Texte: hermann nitsch, 1999, www.nitsch.org)

Stift Neukloster in Wiener Neustadt – Betrachtungen eines Hochaltars

Als Friedrich III. in Aachen zum Römischen König gewählt wurde, kam er voller Ideen in seine Wiener Neustädter Residenz zurück. Er hatte nicht nur den Ehrgeiz die Burg auszubauen, dem frommen Fürsten lag auch viel daran, durch Klostergründungen das religiöse und dadurch auch das kulturelle Leben zu fördern. Besonderes Ansehen genossen ob ihrer strengen Ordensregeln die Zisterzienser. Doch eine Zisterziensergründung innerhalb von Stadtmauern schien ungewiss. Die Ordensregeln schrieben vor, die Klöster weitab von städtischen Siedlungen in einsamen Wäldern – so wie wir es aus Zwettl im Waldviertel oder Heiligenkreuz im Wienerwald kennen – zu bauen. Friedrich III. bemühte sich beim Ordensoberen, dem Abt von Citeaux, darum und erhielt 1443 die Zustimmung. Die mit einer Goldbulle König Friedrichs III. versehene deutsche Fassung des Dokuments befindet sich im Stiftsarchiv von Neukloster.

Schon ein Jahr später zogen zwölf Zisterziensermönche in das nahe der Burg gelegene Kloster. Ursprünglich waren Kloster und Kirche die der Dominikaner. Sie wurden in das Wiener Neustädter Kloster St. Peter an der Sperr übersiedelt, die dort lebenden Dominikanerinnen ohne Umschweife in andere Klöster ihres Ordens aufgeteilt. Dem stiftungsfreudigen Friedrich III. mangelte es an Geld, so dass das Kloster nur wenig Grund hatte, von dem es sich ernähren konnte. Es wurde dafür mit Privilegien ausgestattet. Das Gewölbe im Mittelschiff zeigt gemalte Wappenschilde der habsburgischen Erblande, die die Macht verdeutlichen sollen. „Manche davon sind Phantasiewappen, um die Bedeutung zu verstärken“, erzählt Prior Pater Johannes. Die früh verstorbenen Kinder Friedrichs III. und seine Frau Eleonore liegen hier begraben. Friedrich III. stiftete für sein Lieblingskloster einen prachtvollen gotischen Flügelaltar, der bis zum Barock in der Kirche stand. Dieser wurde verkauft und ist der berühmte „Wiener Neustädter Altar“ im Stephansdom zu Wien.

In der Kirche von Neukloster zeigt das barocke Altarbild die Himmelfahrt Mariens. Der Maler Anton Schoonjans aus Antwerpen war Hofmaler Kaiser Leopold I. und ein Enkel von Rubens, woher sich sein bewegter Stil ableitet.

Die Restaurierung der Kirche ist so weit abgeschlossen. Bei den Arbeiten entdeckten die Restauratoren, dass der Hochaltar aus Mahagoni ist. Das Holz ist feuchtigkeitsresistent und Prior Johannes Vrbecky vermutet, dass das Holz aus Brasilien stammt. Das Altarbild hatte Blasen und war verzogen, ein Riss lief durch die Mitte; es wurde in situ restauriert. Die Arbeiten dafür beliefen sich auf 25.000 Euro. „Gut, dass die Bewohner von Wiener Neustadt Patriotismus zeigen“, meint Prior Pater Johannes. „Wir haben Sammlungen gemacht und ich habe ein Buch über Stift Neukloster herausgegeben, dessen Erlös der Kirche und dem Kloster zugute kam.“

Bei der Instandsetzung des Hochaltars waren Vergolder, Tischler und Bildhauer am Werk. Der Altar zeigt überlebensgroße Figuren der Heiligen Familie, die vom Wiener Neustädter Bildhauer Andreas Schellauf geschaffen wurden. Bemerkenswert sind auch die Cherubine, die den Tabernakel bewachen. Es sind Figuren mit edlen, griechischen Gesichtszügen – gar nicht so barock, wie es ansonsten zu sehen ist. Der Hochaltar schimmert und strahlt.

Muss er eigentlich geputzt werden? „Nein, lieber nicht!“, antwortet Pater Johannes. Muss man nicht Staubwischen? „Nein, lieber nicht“, antwortet Pater Johannes sorgenumwölkt allein beim Gedanken daran. „Es gehört schon ab und zu trocken abgewischt“, wirft Pater Petrus ein, „aber man kommt nicht hin.“ – „Gott sei Dank“, repliziert Pater Johannes, „man sah nämlich, bis wohin der Mesner früher gewischt und geputzt hatte – dort war manches abgewetzt.“ Schlussresümee: „Lieber ein bisschen mehr Staub, als ein bisschen weniger Gold.“

Das Chorgestühl ist der älteste erhaltene Teil der beweglichen Kirchenausstattung und stammt aus der Renaissance. Komplettiert wird der Altarraum durch einen neuen, schlichten Volksaltar von Prof. Oskar Höfinger. Der edle Sandstein stammt aus Vicenza.

Bei näherer Betrachtung des Altarraums bemerken die beiden geistlichen Herren, dass ein Lichtstrahler hoch oben im Gewölbe ausgefallen ist. „Den werden wir wohl erst bei der nächsten Renovierung auswechseln können“, seufzt Pater Petrus.

Raabs an der Thaya – Die Bücherburg

Richard Pils ist Verleger. Die „Bibliothek der Provinz“ gibt zahlreich prämierte Bücher heraus. Pils, der den Verlag mit Familienanschluss in seinem Haus in Großwolfgers führt, ist aber weit mehr als Verleger. Er ist Lehrer, Künstler, Geschichtenerzähler und Retter.

Mit dem Kauf der Burg Raabs wollte er eine der frühesten Steinburgen auf österreichischem Gebiet der Region zurückgeben: die Burg für Ideen und Träume, Versuche und Taten öffnen. Beim alljährlichen Poetenfest im August steht die Literatur im Mittelpunkt und die Bücher türmen sich in den Räumen. Erst hier sieht man, was der kleine Verlag an Qualität und Quantität gleichermaßen produziert. Ein weiterer wichtiger Schritt für die Burg Raabs und somit die ganze Region ist die Landesausstellung 2009, welche auf der Burg und grenzüberschreitend auch in Telč (Tschechien) und Horn stattfinden wird. In der Nähe der Renaissancestadt Telč entspringt die Mährische Thaya. In Raabs vereint sie sich mit der Deutschen Thaya.

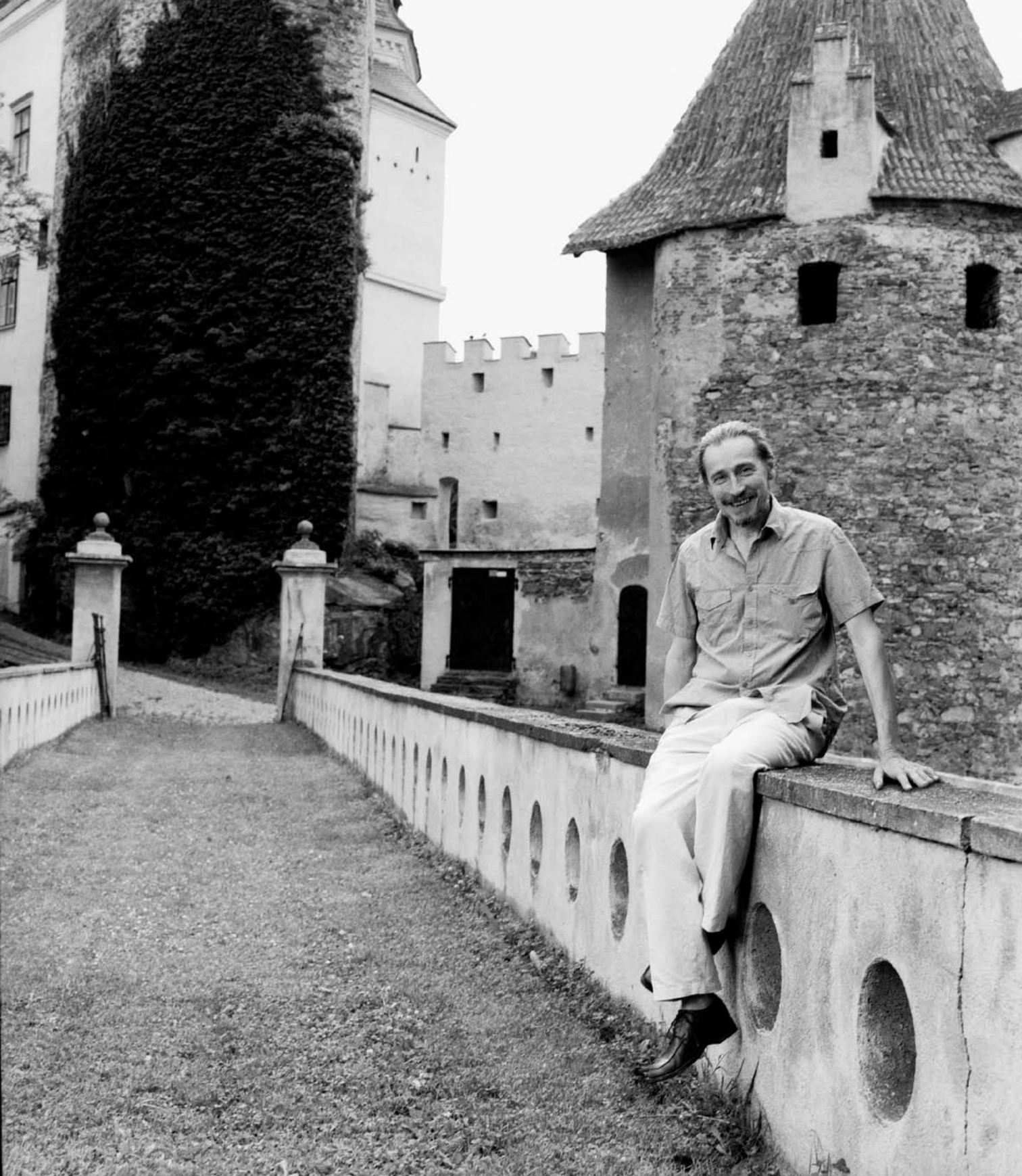
Über dem Zusammenfluss der beiden Thayas thront die Burg Raabs auf einem steilen Felsen und überragt die kleine Stadt. Jeden Vorsprung des Felsens hat die Burg okkupiert und über die Jahrhunderte ist sie mit dem Gestein zusammengewachsen. Vom Söller hat man einen Ausblick, als stünde man am Bug eines Schiffes, das in die Vergangenheit segelt.

Karlstein, Raabs, Kollmitz, Eibenstein, Drosendorf und Hardegg sind Wehranlagen entlang der Thaya. Ihre erste Burganlage ließen die Herren von Raabs auf dem östlichen Burgfelsen errichten, ein quer über den Felsen gebautes „Festes Haus“ und eine auf der höchsten Felsspitze gelegenen Kapelle. Gegen die Angriffseite war die erste Burganlage durch den auf der Felsstufe gelegenen Bergfried gesichert. Das Wasser holte man aus einem 72 Meter in den Fels geschlagenen Brunnen. Schweickhardt schreibt in seiner „Topographie“ aus dem Jahre 1840: „Der Burgbrunnen ist so tief in den Felsen gehauen, dass man einige Minuten zählt, bevor man den hinab gefallenen Stein plätschern hört.“

Die Grafen von Puchheim ließen im 14. und 15. Jahrhundert das „Feste Haus“ mit einer Ringmauer umgeben und gotisch erweitern. In der Renaissance erfolgte der Umbau zu einem Wohnschloss, wovon der Innenhof und die Brüstungsmauer im ersten Schlosshof ein schönes Zeugnis abgeben.

Die Bedeutung der Burg, die als Bollwerk gegen alle Einfälle aus dem Norden herhalten musste, beweist die tschechische Sprache. Um 1100 wird das „Castrum Ragkoz“ erwähnt. Dieses „Castrum Ragkoz“ war für Böhmen eine so wichtige Grenzfestung, dass sie dem Land dahinter ihren Namen gab. Der Name leitet sich von einem früheren Grundherren der Burg ab, der „Ragkoz“ hieß. Die mährischen und böhmischen Nachbarn nannten die Grafschaft deshalb „Rakoza“, eine Bezeichnung, die bald auch für die hinter dieser Grafschaft liegenden Gebiete verwendet wurde. So wurde Österreich, das überall auf der Welt Austria und so ähnlich heißt, in Tschechien zu „Rakousko“ und die Österreicher sind die „Rakouskany“.

Ein Buch, das in Richard Pils’ Verlag noch nicht erschien, ist die tragische Liebesgeschichte, die sich auf der Burg Raabs in den 1920er-Jahren zugetragen hat. Baron Hugo von Klinger, Industrieller, Besitzer der Burg und leidenschaftlicher Jäger, reiste mit seiner zarten und musischen Frau Sybille auf Kur nach Meran. Dort lernte die – auf der Waldviertler Burg wahrscheinlich einsame Frau – den jüngeren, hübschen russischen Prinzen und Pianisten Cyril Orlow kennen. Sie verliebten sich Hals über Kopf. Die Dame versteckte den russischen Emigranten in einer entlegenen Kammer – in der Zinnkammer wie es heißt. Sybille gab ihrem Geliebten den Rat, den Baron zu treffen und ihn zu bitten, sie freizugeben. Es kam zu einem Treffen im Wald. Schüsse fielen. Beide Männer waren verletzt und wurden in das nächste Krankenhaus in Waidhofen an der Thaya gebracht. Orlow starb im Krankenhaus, Klinger überlebte, die Baronin erschoss sich. Sie liegt gemeinsam mit ihrem Mann in einem Mausoleum hoch über der Thaya begraben. Cyril Orlows Grab findet sich aber am Friedhof von Waidhofen.



Schloss Schrattenthal – Lebensaufgabe und Leidenschaft

Ein gotischer Schafstall, ein Hungerturm, Kirche und Kelleranlagen, Schüttkasten, Stöckl, Stadtmauer und jede Menge Schloss: Die Anlage von Schrattenthal ist eine der größten in Niederösterreich und Teil der zweitkleinsten Stadt des Landes (270 Einwohner). Hinter den weitläufigen Wirtschaftsgebäuden und den Stadtmauern liegt eine Landschaft, die von Wein und Weizen geprägt ist. Erst eine Luftaufnahme macht die Dimensionen des Areals sichtbar.

Der Aufschwung von Schrattenthal begann mit der Familie Eitzing im 15. Jahrhundert. Die Freiherren von Eitzing waren ein begütertes Geschlecht und Ulrich von Eitzing einer der bedeutendsten Politiker seiner Zeit. Er wählte Schrattenthal zu seinem Hauptwohnsitz und begann mit dem Bau einer Wasserburg. In der trockenen Landschaft des Weinviertels ist es uns schwer vorstellbar, dass bis ins ausgehende Mittelalter und in die Neuzeit hinein Sümpfe und Teiche die Landschaft prägten. Heute erinnern nur mehr Flurnamen daran.

Die Fenster im Innenhof stehen offen und sind vom Veitschilaub umrahmt. Die Rosen duften, eine Katze liegt auf der Bank. Jeder Stein hat seinen richtigen Platz, jedes Detail an den Gebäuden wurde bedacht und behutsam restauriert. Frau Ing. Mag. Brigitte Schubert hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, das Schloss von Schrattenthal peu à peu instand zu setzen und zu halten. Als Hoch- und Tiefbauingenieurin und Betriebswissenschaftlerin bringt sie auch das richtige Rüstzeug mit. „Meine Liebe gilt der Kunstgeschichte und als ich meine technische Ausbildung abgeschlossen hatte, wollte ich mit dieser Männerdomäne nicht so viel zu tun haben. Dann aber kam ich nach Schrattenthal und die technischen Gene haben wieder durchgeschlagen." Seit über 20 Jahren beschäftigt sich Frau Schubert mit der Restaurierung der Anlage. Wenn andere abends Romane und Krimis lesen, „las ich Bücher über Putze und Putztechniken. Ebenso habe ich viel von den Restauratoren gelernt, die hier arbeiten."

Das Ehepaar Schubert bittet zu Beginn der Führung die Gäste in ein Arbeitszimmer, in dem die Bücherregale bis zur Decke reichen. Es riecht nach Leder, Holz – und vom Hof weht der Rosenduft.

Der gotische Wohntrakt wurde im Barock erweitert und dem schmalen Haus wurde ein weiteres Haus quasi „angeklebt". Hier befinden sich die repräsentativen Räume, die für Konzerte und Lesungen genutzt werden. Von der Speisekammer hinter der Schubert'schen Küche führt eine schmale Treppe in den Wehrgang der Schlosskapelle, die in ihrer Größe mehr einer Kirche gleicht. Erbaut wurde die dem hl. Martin geweihte Wehrkirche in den Jahren 1436 bis 1438. Der Wehrgang war ursprünglich offen. Der rote Salzburger Marmorboden stammt aus der Zeit der Erbauung und gehört „zu unseren Kostbarkeiten, wie natürlich das spätgotische Sakramentshäuschen", erklärt Frau Mag. Schubert. Da die Orgel fehlte, hat die Familie Schubert eine Orgel aus dem Wiener Servitenkloster erworben.

Neben der tonnengewölbten Durchfahrt liegt der Südflügel des Schlosses. Derzeit wird dieser Trakt für die nächste Generation restauriert. Eine bemalte Kassettendecke aus der Spätrenaissance wird bearbeitet, unterhalb liegt friesartig eine gemalte Galerie, die eine durchaus gesellige Runde von verschiedenen Ständen darstellt. Mag. Brigitte Schubert: „Wir haben uns entschlossen diese Malerei zu restaurieren. Darunter liegt als eine ältere Schichte eine Renaissancemalerei, die einen Tierfries zeigt. Diese wird konserviert, und durch kleine „Zeitfenster" wird auch sie in Teilen sichtbar sein."

Nach dem Niedergang der Eitzinger durch das Einziehen von protestantischen Gütern verschenkte die Gemahlin Kaiser Ferdinands III. Schloss und Gut Schrattenthal an ihre Kammerfrau Gräfin Strozzi. Die barocken Umbauten wurden unter den Freiherrn Putz von Adlersthurm durchgeführt. Die Familie Schubert hat das Gut Schrattenthal 1932 käuflich erworben.

Außerhalb des ehemaligen Wassergrabens liegen die weitläufigen Wirtschaftsgebäude. Der Schüttkasten, der mit großer Liebe instandgesetzt wurde, die Kelleranlagen – so groß, dass ein Sattelschlepper darin Platz fände, die zahlreichen Gärtner- und Dienstwohnungen, die nun allesamt als schmucke Wochenendhäuschen genutzt werden. Der gotische Schafstall dient einem Künstler als Atelier und rundum läuft die Stadtbefestigung. An der südöstlichen Ecke liegt der Hungerturm mit fünf Meter dicken Mauern aus Bruchstein. Von seiner mit Gras bewachsenen Aussichtsplattform blickt man über die sanften Hügel des Weinviertels.

Mag. Brigitte Schubert: „Meine Motivation dazu ist nicht nur die Verantwortung, es für die nächsten Generationen zu erhalten, sondern auch die Liebe zur Architektur, vor allem zu alten Gemäuern, die etwas Besonderes ausstrahlen. Lebensaufgabe und Leidenschaft bilden eine wunderbare Symbiose. Es ist unglaublich spannend, bei der Restaurierung eines Objektes in andere Jahrhunderte einzutauchen, sich auf das Ursprüngliche einzulassen und sich dann über das Ergebnis zu freuen."

Galgenkogelkapelle in Gresten – Schwarze Engel

Begonnen hat alles mit dem Dach. Bekannte waren bei Familie Schornsteiner auf Besuch und es war ein fröhlicher Abend. Man erzählte sich dies und das und plötzlich kam die Idee, dass man die Kapelle, die neben dem Haus steht, herrichten wolle. Und da der Bekannte bei einer Baustofffirma tätig ist, spendierte er die Ziegel dafür. „Er hatte richtig geschätzt: es war kein Ziegel zu viel und keiner zu wenig", sagt Karl Schornsteiner. So begann im Jahre 2002 das Projekt „Galgenkogelkapelle".

Jeder Verein in Gresten hat es sich zur Aufgabe gemacht, eine Kapelle herzurichten; die Feuerwehr etwa oder der Kameradschaftsbund. Um die Galgenkogelkapelle kümmern sich die „Hunnenstraßler", wie die Bewohner der Hunnenstraße genannt werden. „Mit der Hunnenstraße ist das so", sagt Herr Schornsteiner, „früher glaubte man da hinten sei der Grabhügel eines Hunnen. Vermutlich ist es eher ein Hünengrab, das im Laufe der Zeit zu einem Hunnengrab wurde …"

Die Barockkapelle fristete lange Zeit ein vergessenes Dasein. Da sie der Straße zu abgewandt steht, beachtete das Bauwerk niemand genauer. Die Vorbesitzer wollten daraus eine Garage machen. Doch der Torbogen war Gott sei Dank zu schmal. So lagerte man darin Baumaterial. Als dann das Wurzelwerk der daneben stehenden Bäume die Fundamente in die Höhe trieb, handelten die „Hunnenstraßler" rasch. 31 Helfer hat Karl Schornsteiner in seinen Heften notiert. Vier Stück linierte Schulhefte sind mittlerweile mit Eintragungen voll; Spenden und Telefonnummern notiert er darin, Skizzen der Schalungen, Maße, Terminvereinbarungen, Erinnerungen. Alle Anrainer sind an der Renovierung beteiligt. „Sogar eine alte Frau mit Ausgleichszulage hat 100 Euro für die Kapelle gespendet. Und bei Arbeitseinsätzen kommt es vor, dass der Pizzawirt uns alle zum Essen einlädt."

Eine bemerkenswerte Entdeckung machten die beiden Nachbarn Leopold Tanzer und Karl Schornsteiner: Nach dem Abtragen von sieben verschiedenen Farbschichten kamen Putti zum Vorschein. Die Putti zeigten sich nicht mit gewundenen Blumenkränzen, sie führten keine Spruchbänder mit „Gloria In Excelsis Deo" mit sich. Nein, sie halten Folterwerkzeuge in ihren niedlichen Händchen.

Die Freskomalerei spiegelt das „Gerechtigkeitsempfinden" dieser Epoche wider: 20 schwarze Engel mit Geißeln, Dreizack und Zangen. Nach damaliger Sicht sollten die Putti mit Passionswerkzeugen den Erlösungsgedanken den zu Tode Verurteilten nahe bringen.

Als die Gerichtsbarkeit bei der örtlichen Herrschaft lag, gingen die Verurteilten den Weg hinauf zum Galgen, der auf der Höhe hinter den Häusern stand. Der Galgen bestand aus zwei gemauerten Säulen auf denen ein Balken lag. Dort nahm sich der „Freymann", wie der Henker bezeichnet wurde, der Verurteilten an. Bei der Galgenkogelkapelle sprachen sie das letzte Gebet.

Die Kapelle wurde 1739 errichtet. Sie hat ein quadratisches Kreuzgratgewölbe, das schmiedeeiserne Tor ist mit aufwändigem Laubwerk verziert, über dem Altar hängt ein ausdrucksstarkes Kruzifix und eine zarte Statuette der Maria auf der Weltkugel vervollständigt die Ausstattung. Dabei entspricht das Formenvokabular der künstlerischen Ausschmückung, wie die spielerische Bewegung der Putti in den Wolkensphären oder das durch einen Windstoß erfasste Gewand der Maria auf der Weltenkugel, sowie die expressive Darstellung des Gekreuzigten signifikant den Stilmerkmalen des Barock.

Die Kapelle zeigt einerseits die religiös geprägte Stiftungskultur einiger wohlhabender Bevölkerungsschichten zur Zeit der Gegenreformation, andererseits den Brauch der Hinrichtungspraxis im 18. Jahrhundert. Der Stifter war ein Hammerherr, der mit der Eisenverarbeitung wohlhabend wurde. Die Initialen des „Schwarzen Grafen" sind auf dem Balken oberhalb des Tores zu sehen.

Die Engel haben schwarze Flügel. Das mutet merkwürdig an, scheint aber in Anbetracht der grausamen Werkzeuge, die sie in den Händen halten durchaus passend. Allerdings waren die Engel früher nicht schwarz; chemische Reaktionen machen Bleiweiß im Laufe der Zeit dunkel. Das gibt den ansonsten so friedlichen Putti zusätzlich ein martialisches Aussehen.

DAS GEBET IST DAS ATE
DER SEELE

Alpengasthof am Kreuzberg – „Baue nicht malerisch“

„Baue nicht malerisch. Überlasse solche Wirkung den Mauern, den Bergen und der Sonne. Der Mensch, der sich malerisch kleidet, ist nicht malerisch, sondern ein Hanswurst. Der Bauer kleidet sich nicht malerisch. Aber er ist es.
Achte auf die Formen, in denen der Bauer baut. Denn sie sind der Urväterweisheit geronnene Substanz. Aber suche den Grund der Form auf. Haben die Fortschritte der Technik es möglich gemacht, die Form zu verbessern, so ist immer diese Verbesserung zu verwenden. Der Dreschflegel wird von der Maschine abgelöst.“
Das Haus öffnet sich der Landschaft durch seine großen Fenster, die Berge und Wetter hereinlassen. Und gleichermaßen beschützt das Haus seine Bewohner durch das weit vorkragende Dach und die großen, flächigen Fensterläden, die alle Unbill abwehren. Architekt Adolf Loos baute das Landhaus Khuner in den Jahren von 1928 bis 1930. Das Herz des Hauses ist die zentrale Halle nach englischem Vorbild. Es verbindet die Stockwerke miteinander. Auf den Stirnseiten sind die beiden Pole des Hauses: Die Glasfront, die sich zur Terrasse öffnet und die Landschaft hereinlässt, und auf der gegenüberliegenden Seite der Kaminplatz, wo man sich in das Innere zurückziehen kann. „Der Raum ist so perfekt, dass ich davon nicht genug bekommen kann – und immerhin verbringe ich 60 % meiner Zeit hier“, schwärmt der Wirt Norbert Steiner.

Die Geschwister Hanna und Norbert Steiner führen das Looshaus am Kreuzberg als Pension und Restaurant. „Unsere Großmutter hat das Haus 1959 gekauft. Sie führte vormals ein Schutzhaus im Salzkammergut und als ihr Mann im Krieg fiel, wollte sie näher bei ihrer Wiener Verwandtschaft sein und fand dieses Haus“, erzählt Norbert Steiner. „Der Verkäufer hat nicht gewusst, was er veräußert und die Großmutter nicht, was sie eingekauft hat. Das war ein Glück. Wer weiß, ob sie sich sonst so ein geschichtsträchtiges Haus zugetraut hätte.“ In der Nachkriegszeit war Adolf Loos, der Feind des Ornaments und des Jugendstils, weithin unbekannt. Nur Architekten aus aller Welt kannten das Baujuwel. Allerdings wurde das ehemalige Landhaus Khuner bereits 1960 unter Denkmalschutz gestellt. Wie in einem Familienbetrieb üblich, wurde immer ein bisschen instandgehalten ohne „große Schandtaten zu vollziehen“. So blieb die Originaleinrichtung über die Jahre erhalten. Über schmale Stiegen, die an ein Schiff erinnern, gelangt man über die Galerie, die die Halle umläuft, in die Gästezimmer. Auch die Inneneinrichtung – Platz sparend und funktional – erinnert an Kajüten. Familie Steiner ließ in die Zimmer „Duschkästen“ einbauen, denn, so der Wirt: „Auch der größte Loos-Fan will sich einmal erfrischen.“
Das Holzhaus ist solide gebaut. Akzentuiert wird es durch die grünen Fensterläden, die sich seitlich oder nach unten schieben, die sich falten und wegklappen lassen. Das Landhaus war als Sommersitz konzipiert, sodass es sich im Winter mit den massiven Läden vor Wetter und Einbrechern verschließen lässt. „Wir haben die Läden fixiert, denn wenn ein Gast die wuchtigen Läden in der Nacht schließen wollte, würde er das ganze Haus wecken“, so Norbert Steiner.
Zum Vorplatz führen Stufen, die durch Wendungen und Podeste den Besucher zwingen zu verweilen und die Landschaft zu schauen. Der dreiviertelrunde Vorplatz wirkt von unten betrachtet wie eine Befestigungsanlage, die von Stammgästen auch „Aussichtsbastion“ genannt wird.
„Die Generation der Stammgäste stirbt aus“, sagt Herr Steiner. „Früher hatten wir Gäste, die hier überwinterten oder übersommerten. Ein Paar verbrachte 13 Jahre seinen Lebensabend hier.“ Heute wird das Haus als Geheimtipp weitergeflüstert, in das man sich, nur eine gute Stunde von Wien, in Ruhe zurückziehen kann.
Die Präzision, die Zeitlosigkeit und Radikalität schätzte der Bauherr Paul Khuner, der auch seine Wiener Wohnung von Loos einrichten ließ. Er schrieb Adolf Loos nach Paris: „Dagegen habe ich in diesen 20 Jahren in meiner Wohnung nichts geändert und habe noch heute eine Freude an der Einrichtung … Ich habe deshalb das Gefühl, dass das Honorar, das ich Ihnen seinerzeit zahlte, viel zu klein war und dass ich Ihnen noch eine Ergänzung schuldig bin. Gestatten Sie, dass ich mein Gewissen durch Übersendung des beiliegenden Schecks über Fr. 10 000 erleichtere.“ Über das Leben des Fabrikanten Paul Khuner ist wenig bekannt. Ein Produkt aus seinem Haus überdauerte bis heute – die Khuner Mayonnaise!

St. Gotthard bei Texing – Die Legende vom blinden Pferd

Weithin sichtbar steht St. Gotthard auf einem runden Hügel im Mostviertel. „Die alte Wallfahrtskirche ist vorübergehend gesperrt“, bedauert die pensionierte Oberschulrätin Margareta Thöndel, „obwohl die Diözese Wert auf offene Kirchen legt. Aber unlängst sind Kerzenleuchter gestohlen worden.“ St. Gotthard ist die älteste Kirche der Gemeinde. Frau Thöndel und Pfarrkirchenrat Franz Karner kümmern sich um die Belange der Kirche. Sie betreut die Pfarrkanzlei und die organisatorische Abwicklung der Kirchenrestaurierung, er war für das Handwerkliche zuständig. Als Auszeichnung und Dank wurde Frau Thöndel der Hyppolit-Orden überreicht.

Die gotische Hallenkirche ist mit freundlichem neugotischen, floralen Dekor ausgemalt. Das ist nicht nach jedermanns Geschmack. „Unlängst kam eine Besucherin und rief entsetzt aus: ‚So eine kitschig ausgemalte Kirche!‘“ 1876 wurde das Kircheninnere mit der für diese Zeit üblichen Schablonenmalerei ausgeschmückt. Da aber Schablonenmalerei bereits Seltenheitswert besitzt, entschied man sich, diese in der gotischen Kirche zu erhalten. Das rote und gelbe Glas im barocken Hochaltar taucht diesen und den gesamten Apsisbereich in buntes Licht. „Kunstliebhaber wollten die nachträglich in den Altar eingesetzten Gläser entfernen. Doch die Pfarre wollte die Gläser behalten.“ Aufzeichnungen über den ursprünglichen Aufbau des Altars wurden in keinem Archiv gefunden. So fand sich ein Kompromiss: Hinter dem Hochaltar wurden die bunten Scheiben mit weißen Rollos abgedeckt und das warme Licht flutet nun gedämpft in die Kirche. Am Hochaltar stehen die überlebensgroßen Statuen des hl. Gotthard, des hl. Nikolaus, des hl. Leonhard und sel. Hartmann. Gotthard war Abt in Niederaltaich und Bischof von Hildesheim, er war ein Reformer des Klosterlebens und Kirchenbauer. Seine Attribute sind der Bischofsstab und eine Kirche,“ erklärt Frau Thöndel. „Und Leonhard ist ein beliebter Heiliger in bäuerlichen Gegenden, denn er ist der Schutzpatron der Landwirte.“

Die Mönche von Niederaltaich in Bayern haben die Gegend missioniert und auch Gotthard soll hier gewesen sein und sich mit dem Brunnenwasser bei der Kirche gewaschen haben. Nach seinem Tod wurde das Wasser zu einem Heilwasser und Pilger kamen vom 13. Jahrhundert bis ins 18. Jahrhundert nach Texing.

Es setzte ein intensiver Wallfahrerstrom ein. In der Chronik ist zu lesen, dass bis zu fünf Priester da waren, die die Wallfahrer betreut haben. Die Pilger haben viel Geld dagelassen. Damit wurde im Jahre 1460 die einschiffige Kirche vergrößert und reich ausgestattet. Auch Votivgaben brachten die Pilger, von denen die meisten aber in späteren Zeiten veräußert wurden, manche befinden sich heute im St. Pöltner Diözesanmuseum. Die an die Kirche angebaute Grablege wurde nach einem Brand geöffnet und die Kirche mit der Katharinenkapelle erweitert. Der gotische Flügelaltar dieser Kapelle ist ebenfalls im St. Pöltner Dommuseum zu sehen. Margareta Thöndel: „Wir wissen nur, dass ein Vergolder den Katharinenaltar anlässlich der Museumseröffnung im 19. Jahrhundert gestiftet hat. Wahrscheinlich war es so, dass Fachleute, die in der Kirche gearbeitet haben, nicht bezahlt werden konnten. Man hat sie mit Inventar entlohnt. In unserem Fall mit einem gotischen Flügelaltar!“

Heute werden noch zwei Wallfahrten nach Texing geführt und immer mehr Besucher kommen, die restaurierte Kirche inmitten der schönen Landschaft zu besichtigen. Die Besonderheit ist das Brunnenhaus im westlichen Bereich der Kirche neben der Eingangstür. Das Wasser soll gegen Wundverletzungen und Augenleiden geholfen haben. Doch der Brunnen ist trocken. Dazu gibt es eine Legende: Einst kam ein Mann mit seinem blinden Pferd. „Wenn’s den Menschen hilft, wird auch mein Ross wieder sehend werden“, dachte sich der Mann. So war es auch. „Dafür gab er ein Votivbild mit silbernen Augen – doch dieses gibt es auch nicht mehr“, seufzt Frau Thöndel. Das Pferd war geheilt – aber das Wasser im Brunnen versiegte. Es trat unterhalb des Kirchenberges wieder zu Tage, wo 1773 die Gotthardi-Brunnenkapelle errichtet wurde. Dieser Brunnen aber versiegt nun nicht einmal bei großer Trockenheit. Als alle Hausbrunnen trocken fielen, floss das Wasser unterhalb der Wallfahrtskirche weiter und der Brunnen wurde dadurch zum Dorfbrunnen.

Schlossberg Hainburg – Herrenpartie

Die Herren treffen sich am Fuße des Berges. Das Dienstfahrzeug knattert startbereit: Ein alter Dodge aus dem Jahre 1943. Nur mit diesem lässt sich der Schlossberg bewältigen. Die Herren steigen ein: Rudolf Wenighofer, Ing. August Rihs, Mag. Hanns Karl Mayer, Ing. Arnulf Haderer, Dr. Bernhard Puhl, DI Georg Eder, Friedrich Karches, Josef Hartberger, Otto Staritz – und der Doyen der „Arbeitsgruppe Schlossberg Hainburg" Rudolf Simoncsis.

Seit über 30 Jahre treffen die Herren einander, um die Burgruine und andere historische Gebäude in und um Hainburg zu schützen und zu bewahren. „1975 waren wir junge Hupfer und nannten uns Burgknappen", erklärt Lehrer Friedrich Karches, „und nun sind unsere Bärte grau!" Die uneingeschränkte Autoritätsperson ist der weit in den Achtzigern stehende Rudolf Simoncsis, von allen längst nur mehr mit „Vogt" angesprochen.

„Von Beginn an war klar, dass ein Erfolg nur dann eintreten wird, wenn die Burg für die Bevölkerung wieder zugänglich gemacht werden kann. Diese Wiederbelebung ließ hier einen Ort der kulturellen Begegnung entstehen, der über Hainburg hinaus bekannt geworden ist. Die „Burgspiele Hainburg" und Feste sind im Lauf der Jahre zu fixen Bestandteilen des Hainburger Kulturlebens geworden. Die Qualität dieser Veranstaltungen macht es notwendig, die Burg für Besucher und Veranstalter mit einer entsprechenden Infrastruktur auszustatten, was eine große Aufgabe für die Zukunft sein wird", schreibt die Arbeitsgruppe in ihrer Homepage.

„Das Geschaffene ist nur in einer Gruppe zu erreichen. Wenn wir vor 30 Jahren nicht angepackt hätten, wäre der Schlossberg ein Steinhaufen geblieben", räsoniert Herr Simoncsis. „Natürlich gab es manchmal Schwierigkeiten, aber das Unangenehme ist nicht maßgebend zu dem, was wir geleistet haben." Jeden zweiten Mittwoch trifft sich die Gruppe, die sich aus Professoren und Baumeistern, Lehrern, Mechanikern und anderen Honoratioren der Stadt zusammensetzt, zu Arbeitsbesprechungen. „Das Problem ist, dass Mittwoch der Tag der Championsleague ist", seufzen nicht wenige Herren, „Fernbleiben gibt es nur mit einer handfesten Entschuldigung." Vogt Rudolf Simoncsis tut, als ob er das jetzt gar nicht gehört hätte.

Die Herren stehen zwischen der wieder aufgebauten Kapelle und dem Wohnturm. Frisch gemähte Wiesen und gepflegte Bäume stehen im Areal, die Mauern sind gesichert und begehbar. Rudolf Simoncsis begann seinerzeit mit Hilfe einer ebenfalls nicht mehr jungen Raupe, den Schutt abzutragen und bis auf die Fundamente zu graben. Das war Voraussetzung für das wieder Sichtbarmachen der vielen überlagerten Bauphasen, die bis in das 11. Jh. zurückreichen. Der bedeutendste Baukörper aus 1225 ist der in drei Geschossen erhaltene Wohnturm. Der Eingang im Erdgeschoss wurde später ausgebrochen. Über einen Hocheinstieg an der Ostseite des Turmes gelangt man durch eine einfach abgestufte Rundbogentür mit leider nur mehr einem erhaltenen sehr schönen Knospenkapitell in das erste Geschoss. Der etwa 7 m hohe Raum wird von einem interessanten Kreuzrippengewölbe (vermutlich später unter König Ottokar eingezogen) überdeckt, hat einen Kamin und zwei Fensteröffnungen mit tiefen Sitznischen. Außen erkennt man den schön gearbeiteten kleeblattbogigen Abschluss und beim stadtseitigen Fenster ist noch der Mittelsteher erhalten. Eine Treppe in der Südwestmauer führt ins Obergeschoss mit drei Sitznischen. Die zentrale und dominante Stellung des Turmes lässt ihn als repräsentativen, die landesfürstliche Macht symbolisierenden Wohn- und Verwaltungsbau erscheinen, für den staufische und französische Vorbilder herangezogen werden können.

„Ein Sakrileg haben wir hier angebaut", sagt Herr Karches, „natürlich hatte der Hocheinstieg keine gemauerte Treppe, vielmehr eine hölzerne. Wir aber wollten Sicherheit für unsere Besucher." Im Turm ist die Dokumentation der Arbeitsgruppe ausgestellt.

Damit die Herren in ihrer Freizeit nicht arbeitslos werden, haben sie neue Gemäuer gefunden, die es zu konservieren gilt. Burg Röthelstein liegt stromabwärts von Hainburg auf einem Felsvorsprung über der Donau. „Eine hochinteressante Geschichte. Die Burg wurde teilweise mit Steinen aus Carnuntum erbaut. Als sie aufgelassen wurde, verkaufte Hainburg die Steine als Baumaterial für Bratislava", so Friedrich Karches. Die Reste werden die Herren aus Hainburg nun tatkräftig sichern.

Schüttkasten Primmersdorf – Der Kulturkasten

Die Straße folgt den Schlingen der Thaya. Mal rücken die Felsen nahe heran, mal weiten sich Wiesen. In der Stille des Tals liegt ein Schloss im Park, eine Hand voll Häuser in der Landschaft, alles überragt von einem Schüttkasten. Schüttkästen sind Getreidespeicher. Auf zwei oder drei Ebenen wurde auf den Bretterböden das Korn aufgeschüttet. Eine Reihe kleiner, parallel angelegter Fensteröffnungen sorgten für den richtigen Luftzug, um das Getreide zu trocknen und zu lagern. Mit Schaufeln, die mit Knoblauch bestrichen waren, wurde das Korn umgeschüttet, um es schädlingsfrei und trocken zu erhalten.

Der Schüttkasten ist ein erratischer Block: massiv, geschlossen, resistent. Und doch ist er in seinen Proportionen luftig und fein. Barocke Voluten schmücken die Giebel, der dreigeschossige Bau ist durch ein Kordongesims gegliedert und die Fenster sind mit Steingewandungen gerahmt, das Wappen eines geistlichen Herrn ist über dem eisernen Tor.

Durchlässig und offen ist der Schüttkasten geworden, seitdem die Textil- und Lebenskünstlerin Vesna Schloss und Schüttkasten vor beinahe 20 Jahren erwarb. Im Schüttkasten standen landwirtschaftliche Geräte und Gerümpel, die Gebäude waren heruntergewirtschaftet – doch die Vision von der mittelalterlichen Wohn- und Werkstättengemeinschaft blieb über alle Jahre aufrecht. „Warum kaufen Künstler um ihr ganzes Hab und Gut solche verwahrlosten Gebäude“, fragt Vesna, um die Antwort zu formulieren: „Es war, als würde man einen toten Körper wieder zum Leben bringen. Jeden Tag eine neue Entdeckung, eine neue Möglichkeit, Ideen, unendliche Phantasien … Nun, es ist nicht ganz so geworden, wie wir geträumt haben. Aber es lebt.“

Der Schüttkasten wurde zum Kulturkasten. Konzerte und Modeschauen, Ausstellungen und Feste, Kabaretts und Happenings. Nichts, was der Schüttkasten nicht in sich aufnehmen könnte, um es mit seinem eigenwilligen Flair zu einem einmaligen Kunstwerk zu verweben. Dafür sorgt die reduzierte Architektur des Nutzbaus, die Steinsäulen im Erdgeschoss und der mächtige Eichentram und eine einmalige Holzpfeilerkonstruktion im oberen Stockwerk.

Rechtzeitig zum 300-jährigen Bestandsjubiläum wurde der Schüttkasten von Primmersdorf innen und außen renoviert und mit der notwendigen Infrastruktur ausgestattet. Erdwärme sorgt für die Heizung, sodass das Gebäude auch im Winter offen sein kann, eine Bühne wurde eingebaut, eine großzügige Bar und viele Laufmeter weiße Wände für Bilder und Objekte, unterbrochen von den Fensteröffnungen in die dunkelgrüne Landschaft des Thayatals. Das Ensemble von Primmersdorf wurde im 12. Jahrhundert erstmals erwähnt, nach mehrmaligem Besitzerwechsel war es von 1696-1851 ein Wirtschaftsgut des Stiftes Herzogenburg. Alphons Zák, Geraser Chorherr und Historiker, publizierte im Jahre 1895 sein Werk „Eibenstein und Primmersdorf. Zwei Schlösser und Orte an der Thaja“: „Draußen an der Straße, außerhalb des Schlosstores ist auch der große, schöne Kernerkasten, fest und zwei Stockwerke hoch, mit Ziegeldachung (erbaut 1706), bemerkenswert. Über dem Eingang erblickt man noch heute das Doppelwappen seines Urhebers, des Prälaten Maximilian Herb, Propst des regulierten Chorherrenstiftes Herzogenburg.“

Aus dem Gutshof wurde ein Schloss, Land- und Forstwirtschaft gehörten dazu, sowie der Abbau des schwarzen Granitsteins und eine Mühle. Die wirtschaftliche Stärke repräsentierte der Schüttkasten mit seiner überragenden Größe. Dass er von Jakob Prandtauer (1660-1726) gebaut wurde, ist anzunehmen, da der Barockbaumeister zu dieser Zeit auch in Herzogenburg tätig war.

Im Schüttkasten wurde der Zehent aufbewahrt. Nach der Aufhebung der Leibeigenschaft wurde er an adelige Herren verkauft.

Das 300-jährige Bestandsjubiläum des Schüttkastens wurde mit einem barocken Fest gebührend gefeiert.

Ideen, Menschen und ihre Denkmale

Friedrich Grassegger

Wodurch bleibt Niederösterreich auch in Zukunft ein Land mit einem so umfangreichen und unvergleichlichem kulturellen Erbe? Durch den gesetzlichen Schutz von erhaltenswerten Denkmalen? Durch öffentliche Förderungen? Ja, auch dadurch, aber vor allem durch die Initiative vieler Bürgerinnen und Bürger.

Würden sich nicht die Eigentümer und Nutzer dieser Bauten verantwortlich fühlen, den Wert des ihnen anvertrauten Kulturgutes erkennen, sich mit diesen Werten identifizieren, Enthusiasmus aufbringen, die Hauptlast in der Erhaltung ihrer Bauten tragen und Ideen für eine zeitgemäße Nutzung umsetzen, wäre jedes öffentliche Engagement des Staates, des Landes und der Gemeinden umsonst. Aber Nutzungsbeschränkungen und zusätzliche finanzielle Belastungen werden nur dann hingenommen, wenn die vielfältigen, bereichernden Aspekte im Umgang mit der Erhaltung historischer Bauten erkannt werden.

Bei den Bauten der Religionsgemeinschaften ist dieser ideelle Hintergrund einem breiten Kreis bekannt. Bei vielen anderen Kulturdenkmalen ist das Bewusstsein für diese kulturellen Werte aber oft nur dann vorhanden, wenn man die Öffentlichkeit auch kontinuierlich darüber informiert.

Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll, der im Mai 1986 die Verantwortung für die Landesdenkmalpflege übernommen hat, war es daher immer ein Anliegen, möglichst viele Bürger laufend und kompetent zu informieren.

Die Schriftenreihe „Denkmalpflege in Niederösterreich“, die es seit 1987 gibt, in der bisher 35 Bände erschienen sind und in der mittlerweile pro Ausgabe 20.000 Exemplare kostenlos an Interessenten versandt werden, ist als ein wichtiger Beitrag dafür zu verstehen, dieses Bewusstsein um die Werte des baukulturellen Erbes zu stärken. Auch die kontinuierliche Berichterstattung des ORF und anderer Medien über unser Kulturerbe ist mitverantwortlich dafür, dass Denkmalpflege in Niederösterreich von einer so breiten Basis von Bürgerinnen und Bürgern getragen wird und das Verständnis für die Erhaltung weiter wächst.

Auch die Landesausstellungen Niederösterreichs haben einen wesentlichen Beitrag dafür geleistet, das Verständnis der Bürger für die Erhaltung des baukulturellen Erbes zu erhöhen. Denn in Landesausstellungen werden nicht nur interessante Themen vermittelt, sondern immer auch vorbildliche Sanierungen bedeutsamer historischer Gebäudes präsentiert. Gerade diese Projekte bieten auch die Möglichkeit, die Verbindung von Denkmalpflege und zeitgemäßer Architektur mustergültig darzustellen. Es war und ist ein wesentliches Anliegen des Landes zu vermitteln, dass Tradition und Fortschritt durchaus nebeneinander bestehen können.

Die Probleme in der Denkmalpflege sind nicht weniger geworden. Der Zahn der Zeit nagt weiterhin mit unverminderter Intensität an unseren Denkmalen, und die Zahl der als erhaltens- und schützenswert beurteilten Bauten wächst weiter. Dies betrifft nicht nur über 1000 Kirchen, Klöster und Stifte oder 450 Burgen, Schlösser und Burgruinen, sondern unzählige private Wohnbauten, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Gebäude wie Industrieanlagen und landwirtschaftliche Bauwerke und die prägnanten Kleindenkmale und wertvollen Zeugnisse anonymen Bauens in ganz Niederösterreich.

Das physische, materielle Leben eines Denkmals ist zu einem hohen Maß von seinem psychischen, immateriellen Leben abhängig. Daher ist weiterhin neben der materiellen Erhaltung vor allem eine zeitgemäße, schonende und wertvolle Nutzung von Bauwerken eine wesentliche Aufgabe, für die großes Engagement und Verständnis notwendig sind.

Dass es möglich ist, einem Gebäude eine neue Nutzung zu geben, die den Wert, das immaterielle Leben des Baudenkmales, nicht beschädigt, beweist – um ein gelungenes Beispiel herauszugreifen – die Minoritenkirche in Krems. Eine säkularisierte Klosterkirche, die lange Zeit eine äußerst schäbige Nutzung erdulden musste, wurde zwar nicht mehr zu einem im ursprünglichen Kontext stehenden Sakralraum, aber etwas von der feierlichen Würde ist in die Mauern des „Klangraumes Minoritenkirche“ zurückgekehrt.

Andere Bauwerke, etwa die Tabakfabrik mit dazugehörigem Verwaltungsgebäude und dem ehemaligen Kesselhaus in Krems wurden durch die neue kulturelle Nutzung als Kunsthalle, Universität und Filmgalerie aufgewertet. Durch sensible, aber mutige, zeitgemäße architektonische Umbauten und Erweiterungen entstand hier ein Mehrwert, der nicht nur eine moderne und nachhaltige Nutzung ermöglicht, sondern für sich als Kunstwert in die Zukunft wirken wird.

Die Forderung, dass die Denkmale nicht Teil eines Potemkinschen Dorfes werden dürfen, es hinter allen Fassaden auch Leben geben muss, ist entscheidend für die Zukunft.

Denkmale sind Spuren der Vergangenheit, die in unsere Gegenwart hineinreichen und uns auf unserem Weg in die Zukunft leiten können. Diese Spuren sind oft kaum erkennbar, führen uns manchmal auf verschlungene, geheimnisvolle Wege oder prächtige Straßen, in dunkle Verliese und strahlende Hallen, führen uns zurück zu Lebenswelten unserer Vorfahren.

In den subtil gestalteten Fotografien von Robert Herbst und den Texten von Mella Waldstein ist viel von der Begeisterung der Menschen für ihre Denkmale und deren Geschichte nachvollziehbar. Aber vor allem auch viel Begeisterung für das gegenwärtige und künftige Leben der Denkmale. Gesichter und Geschichten geben uns Aufschluss darüber, was es heißt, sich für ein Leben für und mit einem Denkmal zu entscheiden, darüber, dass das Denkmal selbst ein Leben hat, das es zu respektieren gilt, aber auch, wie neues Leben in alten Mauern entstehen kann.

Autoren

Mella Waldstein
freie Journalistin

Mag. Friedrich Grassegger
Amt der NÖ Landesregierung,
stellv. Leiter der Abt. Kultur und Wissenschaft

Mag. Martin Grüneis
Amt der NÖ Landesregierung,
Abt. Kultur und Wissenschaft,
Fachbereich Kulturelles Erbe

Mag. Franz Humer
Amt der NÖ Landesregierung,
Archäologischer Park Carnuntum

HR Dr. Peter König
Bundesdenkmalamt,
Landeskonservator für Niederösterreich

Arch. Dipl.Ing. Gerhard Lindner
Architekturbüro in Baden

HR Dr. Christa Farka
Bundesdenkmalamt,
Leiterin der Abt. für Bodendenkmale

Fotograf

Dipl.Ing. Robert Herbst

Fotoassistenz

Johannes Mautner

Bildnachweis

Seiten 7, 8, 9: BDA, Archiv

Seite 10 links: Schallaburg, KulturbetriebsGmbH

Seite 18: F. Humer

Seite 19: BDA, Bodendenkmale, Archiv

sämtliche weitere Fotos: R. Herbst

Impressum

Herausgeber und Verleger
Amt der NÖ Landesregierung
Abteilung Kultur und Wissenschaft
Leiter: HR Dr. Joachim Rössl
Landhausplatz 1, 3109 St. Pölten

Redaktionskomitee
Edith Bilek-Czerny
Hermann Dikowitsch
Friedrich Grassegger
Martin Grüneis
Axel Hubmann
Werner Kitlitschka
Margit Kohlert
Peter König
Andreas Lebschik
Gerhard Lindner
Christine Pennerstorfer
Elizabeth Umdasch

Koordination
Edith Bilek-Czerny
Martin Grüneis
Dieter Rabl
Elizabeth Umdasch

Layout
David M Peters, Wien

Hersteller
Druckerei Berger, Horn

St. Pölten, Oktober 2006

Bisher sind erschienen:

Band	1	Stift Dürnstein *
	2	Kleindenkmäler *
	3	Wachau *
	4	Industriedenkmäler *
	5	Gärten *
	6	Handwerk *
	7	Rückblicke – Ausblicke
	8	Sommerfrische *
	9	Denkmal im Ortsbild *
	10	Verkehrsbauten *
	11	Elementares und Anonymes *
	12	Burgen und Ruinen *
	13	Kulturstraßen *
	14	Zur Restaurierung 1. Teil *
	15	50 Jahre danach
	16	Zur Restaurierung 2. Teil *
	17	10 Jahre Denkmalpflege in Niederösterreich
	18	Zur Restaurierung 3. Teil
	19	Umbauten, Zubauten *
	20	Leben im Denkmal
	21	Speicher, Schüttkästen
	22	Der Wienerwald *
	23	Die Via Sacra
	24	Blick über die Grenzen
	25	Die Bucklige Welt
	26	Die Wachau, UNESCO Weltkultur- und Naturerbe
	27	Südliches Waldviertel
	28	Most- und Eisenstraße
	29	Semmering UNESCO Weltkulturerbe
	30	St. Pölten Landeshauptstadt und Zentralraum
	31	Waldviertel
	32	Archäologie
	33	Weinviertel
	34	Gemälde
	35	Holz

Die mit * versehenen Titel sind bereits vergriffen.
Kein Nachdruck vorgesehen.

Nachbestellungen/Bezug

Wenn Sie die Broschüre der Reihe „Denkmalpflege in Niederösterreich“ noch nicht regelmäßig erhalten haben und die kostenlose Zusendung wünschen, senden Sie uns bitte die Antwortkarte ausgefüllt zu. Verwenden Sie bitte die Antwortkarte auch für allfällige Mitteilungen, Anregungen und Adressänderungen.
Falls die Karte schon von einem Vor-Leser entnommen wurde, schreiben Sie bitte an:

Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll,
Landhausplatz 1, 3109 St. Pölten

oder senden Sie uns ein E-Mail an
noe-denkmalpflege@noel.gv.at

bzw. senden Sie uns ein Fax unter **02742/9005-13029**

Bitte ausreichend frankieren

An Herrn
Landeshauptmann
Dr. Erwin Pröll
Landhausplatz 1
3109 St. Pölten

Ich habe die Broschüre „Denkmalpflege in Niederösterreich“ noch nicht erhalten und möchte diese in Zukunft kostenlos und ohne jede Verpflichtung zugesandt bekommen.

Absender bitte in Blockbuchstaben

Telefon

niederösterreich kultur